

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

# 4

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1950 HEFT



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART



# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege  
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes  
herausgegeben von Ernst Müller*

1950

1. Jahrgang

Viertes Heft

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

OTTO HERDING

für Geschichte

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird nur an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt 18 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuches“.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind an die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes e. V., Stuttgart, Urbanstraße 16, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Verlag Eugen Wahl, Stuttgart, Urbanstraße 35; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke, an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

*Titelbild:* Blick auf Riedlingen, die malerisch gelegene Donau-  
stadt, die in diesem Herbst ihr 700jähriges Stadtjubiläum fest-  
lich begeht. Aufnahme: Helga Schmidt-Glasser

## INHALT

Stuttgart damals

*Erinnerung an eine Jugend nach dem  
ersten Weltkrieg von Hans Hoppen-  
lauer* ..... 145

Riedlingen,

Alte Scheuer und Zwiefalter Tor .. 148

Das war Eduard Mörike

*Zwei Anekdoten aus seiner Ochsen-  
wanger Zeit. Von Franz Gg. Brustgi* 152

Die Anfänge der Stadt Markgröningen

*Von Hermann Roemer* ..... 153

Die Jubiläumsstädte Altensteig und

Berneck. *Von F. H. Schmidt-Ebhausen* 155

Die alte und die neue Bärenhöhle bei

Erpzingen. *Von A. Rieth und Richard  
Dehm* ..... 159

Melchior Binder, ein schwäbischer Bild-

hauer der Zeit der Gegenreformation  
*Von Georg Weise* ..... 169

Frühe italienische Tafelmalerei (Aus-

stellung) ..... 173

Aus Oberschwäbischen Adelsarchiven

*Von Rudolf Raub* ..... 176

Wegweiser für die heimatliche Volks-

kunde ..... 177

In Memoriam

Bernhard Hauff *von Hans Schwenkel* 179

Hermann Gretsch *von Adolf Schabl* 180

Mitteilungen des Schwäbischen Heimat-

bundes ..... 181

Zum Südweststaat / Was geht am

Ebnisee vor? / Die Katze aus dem

Sack gelassen / Lehr- und Studien-

fahrten / Tagung in Waiblingen /

Veranstaltungsplan für Herbst 1950



## Stuttgart damals

*Erinnerung an eine Jugend nach dem ersten Weltkrieg von Hans Hoppenlauer*

Als das Grenadierregiment 119 im Winter 1918/19 in Stuttgart einzog, standen wir in der oberen Neckarstraße Spalier. Wir hatten schwarzweißrote Rosetten angesteckt, und während des langen Wartens gab einer einen Druckzettel herum, in dem die neue Einrichtung der Schülerräte ironisiert wurde. Überschrift: Die Pauker werden geprüft – und dann kam, was der künftige Schülerrat seine Lehrer fragen sollte, bevor er sie genehmigte. Ein halbes Jahr später habe ich mich mit einem alten Kameraden gerauft, als ich eine Postkarte in die Schule brachte, auf der Hannibal Fischer gezeigt war, wie er die deutsche Flotte 1852 versteigerte, und daneben Erzberger, der die neue deutsche Flotte verschachert habe.

So kamen wir aus dem Kriege. Alles stürzte auf uns herein, der verlorene Krieg, die Revolution; vieles formte sich in unseren Bubenköpfen, wie wir es in der Schule und zu Hause gelehrt wurden, aber jeder Tag brachte uns unmittelbare Eindrücke und Erlebnisse, denen wir noch nicht gewachsen sein konnten. Als wir uns während des Generalstreiks auf die Königstraße wagten, kam ein Panzerauto der Polizei und schoß in die Luft. Wir rannten die Neue Brücke hinunter und drückten uns gegen die verschlossenen Haustüren.

So nahe hatten wir nie schießen hören. Der Krieg war uns doch im ganzen ziemlich fern geblieben. Freilich, an manchen Tagen hatte man oben auf den Fildern das dumpfe Dröhnen vom Westen vernommen. Und am 22. September 1915 saßen wir gerade in der zweiten Stunde, als es knallte und die Sirenen ertönten. „Die Klasse ist vom Lehrer in guter Ordnung über die Haupttreppe in den Keller zu führen.“ Nun, in guter Ordnung wurden wir bei diesem zu spät gegebenen Alarm beim ersten Fliegerangriff auf Stuttgart nicht über die Haupttreppe geführt. Unten im Keller ging es dann ganz lebendig zu. Wenn auf der Polizeiwache in der Nähe die Kanonenschläge gelöst wurden, die damals zum Alarm gehörten, dann stellte unser

Turnlehrer den Einschlag einer Bombe fest. Das erregte uns, aber es erschreckte uns nicht. Im Keller galt man als sicher, bis zu jenem letzten Angriff auf Stuttgart, bei dem ein Haus in der Heusteigstraße von oben bis unten durchschlagen wurde. Es war an einem Sonntag im August 1918, und am nächsten Morgen standen wir staunend vor den Schuttmassen, die in den Nachbarstraßen verteilt waren. Glücklicherweise war dies der letzte Angriff.

So war unsre bürgerliche Jugend von den Vorgängen, die zur Revolution führten, ganz überrascht worden. Sie konnte nicht ahnen, daß es ihren Eltern und Lehrern nicht viel anders gegangen war. Daß auch sie sich schon längst Sorgen gemacht, daß vor allem unsre Mütter oft genug kaum gewußt hatten, wie sie in der Zeit der Bodenkohlraben und des „Speckbrotes“ ihre Kinder gesund ernähren könnten, davon hatten wir, denen die Sorge galt, nicht genug gewußt, und jedenfalls war alles, was wir davon spürten, überdeckt von der offiziellen Meinung über den Krieg. Noch im Oktober 1918 hatten wir einen Aufsatz über den Sieg geschrieben. Als wir dann am 9. November nach Hause geschickt wurden, fragte eine Frau, warum wir heimkämen. „Wir haben frei wegen der Revolution“, sagte mein Freund. Die Frau ging traurig weiter. Nachher sahen wir die Arbeiter einer Fabrik, die in geschlossener Ordnung zum Karlsplatz zogen. Es war ein etwas harter Übergang von dem Aufsatz über den Sieg zur Revolution. Immerhin, noch hatte uns die Schule regelrecht nach Hause geschickt.

Immer noch hatten wir das Bild des Krieges von 1914 gehabt. Wir sahen auf der Wache noch Soldaten in Pickelhauben. Der erste Mann im Stahlhelm, den ich von der Nähe sah, war ein Posten vor dem Tagblatthaus. Das war kurz vorher von der Sicherheitskompanie besetzt worden. Der Posten stand da mit Karabiner, er hatte Wickelgamaschen an, und in der Dämmerung stand ich vor ihm und sah ihn mir an, bis er sagte: „Gang hoim, Kloiner.“

Heimkehr der Truppen, Demonstrationen, kleine Unruhen, viel schulfrei, und in der Schule selbst eine ungewohnte Bewegung: für uns waren das schöne Monate. Als wir konfirmiert werden soll-



ten, war wieder Generalstreik, und der Alte Bahnhof hatte seine eisernen Tore geschlossen. Das war nie vorher geschehen. Da wurde es mir klar, daß sich etwas ganz Ungewöhnliches ereignet haben müsse. Das paßte gar nicht zu dem Bild langer Gewöhnung, zu dem Bild des immer belebten Bahnhofes, über den wir ja beinahe jedes Jahr einen Aufsatz geschrieben hatten.

Unsere Eltern und Lehrer waren ernster und ein bißchen unsicherer als früher, und wir wurden schneller selbständig. Die Autorität von Schule und Familie zerbrach rascher als bei früheren Generationen in dem wohlgeordneten Württemberg. Im Sommer 1919 gingen wir oft barfuß in die Schule. Man stelle sich das früher vor, in einem Stuttgarter Gymnasium! Mittags fuhren wir in das Neuner zum Baden, und bei der Waage warfen wir die Zehnpfennigstücke eines längst verfallenen Notgeldes in den Automaten.

Man fuhr dabei vom Schloßplatz aus am Kunstgebäude und Theater vorbei in die Neckarstraße. Das Gebiet nordöstlich des Schloßplatzes, das Gebiet um die Untere Königstraße, lag noch fast ganz abseits des Verkehrs. Die jüngere Generation kann sich das heute schon kaum mehr vorstellen. Wenn man vom Wilhelmsbau her kam, war man am Schloßplatz hier am Ende der eigentlichen Stadt. Die Straßenbahn bog nach links zum Bahnhof oder nach rechts zur Neckarstraße hinüber. Manchmal ging man zu einem Spaziergang die Untere Königstraße hinunter, am Marstall vorbei zum Königsstor, das an der Stelle stand, wo heute die Königstraße in den Bahnhofsvorplatz einmündet.

Der alte Bahnhof mit seiner einst berühmten Fassade, die als neues Bauwerk bei der Siegesfeier von 1871 illuminiert war, brachte die technische Seite des Eisenbahnverkehrs den Reisenden und Zuschauern viel näher als der heutige. Er hatte nur vier Bahnsteige, aber jeder dieser Bahnsteige hatte hintereinander zwei Geleise. Und am oberen Ende der beiden Hallen waren die Drehscheiben, auf denen die Lokomotiven im Kreise gedreht wurden. Zwischen den beiden Hallen ging der große Gang hinunter, an dessen Seiten die Wartesäle für die verschiedenen Klassen getrennt lagen, dazwischen ein Wartesaal für den Hof. In der Eingangshalle war die eine große Uhr, unter der man sich traf, wenn man gemeinsam verreiste.

Die Verlegung des Bahnhofs war die größte Veränderung für Stuttgart, die wir noch in der Schule erlebten. Im Rohbau war der neue Bahnhof schon 1914 fertiggestellt, und sein Turm grüßte von un-

ten die Königstraße herauf. In der Revolutionszeit bot er eine Zeitlang der Regierung Schutz, und von den oberen Räumen, in denen später getanzt wurde, richteten sich MG-Läufe auf die unruhige Stadt. Ein großes Ereignis war die Umlegung des Verkehrs in den neuen Bahnhof, die in einer Herbstnacht des Jahres 1922 vorgenommen wurde. In ein paar Stunden – aber noch mehrere Tage lang hatten die Züge Verspätung, bis sich alles richtig eingespielt hatte. Und dann waren wir stolz auf den in ganz Europa bewunderten Bahnhof. Zwar zu einer richtigen Bahnsteighalle hatte das Geld nicht mehr gereicht, und die Bomben des letzten Krieges haben nur niedere Holz- und Glasgestelle zerstört. Die Eisenbahntechniker beklagten sich, daß der Landtag nicht mehr Geld zum Geländekauf bewilligt hatte und daß deswegen der Anlauf für die Züge zum Nordbahnhof und zum Westbahnhof zu kurz geworden war. Das war aber die Sache der Fachleute: wir Stuttgarter waren stolz auf diesen Bahnhof und darauf, daß er in der Anlage noch aus der Zeit der Königlichen Württembergischen Staatseisenbahnen stammte: K.W.St.E. – als „Komm Weib steig ei“ oder „Kei Wonder stenkts z'Es-lenge“ gedeutet – stand in den Wagen, und noch Jahre später, als es schon längst eine Reichsbahn gab, hat ein Eisenbahner dem aufhorchenden Studenten erzählt, es sei halt alles viel besser gewesen damals und es werde nicht wieder gut, bevor Württemberg nicht wieder seine eigenen Bahnen habe. Seien doch auch die Vierte-Klasse-Wagen im Gegensatz zu Preußen als menschenwürdige Beförderungsmittel gebaut gewesen und nicht wie im Norden nur in großen Abteilen mit Bänken bloß der Wand entlang.

Ja, die Vierte Klasse. Man hat heute schon fast vergessen, daß es sie gab und daß sie erst gegen Ende der Zwanziger Jahre abgeschafft wurde. Sie wurde nur in den Personenzügen geführt, und in diesen war dann die Dritte schon etwas Gehobenes, ausgesprochen Honoratiorenhaftes.

Es war die Zeit der vielen Wanderungen. Es gab eine alte Wandertradition, und sie wurde neubelebt und umgeformt durch die Jugendbewegung. Wer die Gegenwart mit jenen Jahren vergleicht, wird feststellen können, daß viel weniger gewandert wird. Man reist „per Anhalter“, man „trampft“ und kommt auf abenteuerliche Weise über weite Strecken. Wir in jenen noch viel geruhsameren Zeiten sind gewandert, wir konnten es uns noch leisten zu wandern um des Wanderns willen. Wir haben unser Ländle gut gekannt. Konzentrisch um



Stuttgart herum zogen wir unsere Kreise, auf die Alb, in den Schwarzwald, an den Bodensee. Und in unserer Klasse gab es Parteien, eine für die Alb, eine für den Schwarzwald, und andere wieder wollten keine Sommerfrische ohne den weiten Bodensee. Es war die große Zeit der Jugendherbergen, die, oft noch primitiv und keineswegs fest organisiert, aus dem Boden schossen, häufig von irgend einem Idealisten geführt; man lagerte auf Heu oder Stroh, und bei Regen wurde unter einem vorspringenden Dach ein offenes Feuer gemacht. Wer diese Zeit nicht miterlebt hat, kann sich diese unorganisierte Wanderfreudigkeit nicht mehr vorstellen. Schon in der zweiten Hälfte der Zwanziger Jahre war alles viel geordneter, organisierter, die Jugendherbergen unterstanden zentraler Aufsicht, Schwung und Bewegung hatten nachgelassen.

Erst später, als wir in Studium oder Beruf über das Ländle hinaus kamen, haben wir gemerkt, wie schwäbisch, wie württembergisch unser Leben damals war. Der Offizierssohn aus Berlin, der in die Schule zu uns gekommen war, hatte es am Anfang schwer, bis er unsre Sprache gelernt hatte. Daß unsre Lehrer nebenher teilweise anerkannte Gelehrte waren, war uns selbstverständlich und nicht ganz so gleichgültig, wie wir vorgaben. Daß sie dabei zum Teil im modernen Sinne nicht mehr gute Lehrer waren, daß sie mit uns, einer Jugend, die durch die Nachkriegsjahre außer Rand und Band gekommen war, nicht mehr recht fertig wurden, haben wir weidlich ausgenützt. Sie haben uns immer wieder vorgehalten, daß wir nichts mehr lernten, daß wir nichts mehr könnten, aber vielleicht waren sie ein bißchen zu starr und dachten wie ihre ganze Generation, es könnte alles wieder so werden wie es vorher gewesen war. Im Grunde war das doch die herrschende Anschauung: der Krieg und seine Folgen waren eine böse Abirrung, man mußte auf den rechten, auf den alten Weg zurückfinden. Politisch war das die württembergische konstitutionelle Monarchie unter einem so klugen und so volkstümlichen Monarchen, wie der letzte König einer gewesen war. Als Buben waren wir ihm noch oft begegnet, wenn er allein spazieren ging, wir liefen über die Straße, um vor ihm unsre Klassenmützen ziehen zu können. Nach Bebenhausen wanderten manche, um seinen Ruhesitz zu sehen, und als er an einem warmen Oktobertag des Jahres 1921 starb, trauerten viele, die man nicht als Gegner der bestehenden Republik ansehen konnte. Über die Vorgänge am und im Wilhelmspalast am 9. November 1918 gingen viele Legen-

den, und auch wir Buben haben sie oft diskutiert. Als dann im Januar 1923 die Franzosen ins Ruhrgebiet einrückten, gingen wir in der Schulpause hinüber zum Gebäude der sozialdemokratischen „Tagwacht“ und lasen dort die flammenden Proteste gegen diese Gewaltmethoden. Eine ebenso verständliche wie gefährliche Welle der nationalen Leidenschaft erfaßte die Jugend. Mit Kenntnis der politischen Realitäten hatten unsre Lehrer uns nicht belastet, und die junge Republik hatte leider wenig getan, unsre jugendlichen Gefühle anzusprechen. Als wir bei Schulentlassung die Pflichtexemplare der Weimarer Verfassung ausgehändigt bekamen, wußten wir von ihrem Inhalt weniger als von der Verfassung des Perikleischen Athen.

Bei all dem wurde es uns im einzelnen gar nicht bewußt, daß wir gerade in Stuttgart Zeugen eines wirtschaftlichen und geistigen Lebens waren, wie es sich im Herbst 1918 kaum ein Württemberger hätte träumen lassen. Der Bahnhof war ja nur eines der äußeren Zeichen davon. Für viele Industrien war das Rheingebiet zu unsicher geworden, und sie zogen sich hinter den Schwarzwald ins Neckargebiet zurück. Und das kulturelle Leben blühte auch auf Gebieten, in dem die bisherige württembergische Tradition wenig aufzuweisen hatte. Wir Buben genossen natürlich nur die jugendgemäßen Seiten davon. Das schöne Hoftheater, jetzt Landestheater genannt, bildete den Rahmen unserer höchsten Genüsse. Stolz standen wir am Anlagensee und blickten auf das Große Haus, in dem wir unsere erste Schilleraufführung erlebt hatten, und wenig später sahen wir die beschwingten Aufführungen von Shakespeare-Lustspielen im Kleinen Haus. Im gedämpften Braun seines Holzes und dem Grün seiner Stoffe haben wir einen Theaterraum lieben gelernt, wie wir nie mehr einen lieben sollten, und die Bombe des letzten Krieges, die diesen Raum zerfetzte, hat uns in einer unsrer teuersten Erinnerungen getroffen. Ausstellungen moderner Kunst ließen uns über Expressionismus ebenso heiß diskutieren wie es die heutige Jugend tut, aber doch noch in einem unbedingteren Glauben, daß dieses Neue eben doch seinen Sinn haben müsse. Hier waren wir von der Schule weniger gelenkt und beeinflusst als auf dem Felde der Literatur, denn Kunstgeschichte gehörte nicht zu den normalen Unterrichtsfächern.

Der Unterricht hatte die Tendenz, in allen geschichtlichen Fächern zu fern der Gegenwart aufzuhören. Wie horchten wir auf, als unser Literaturlehrer uns aus den „Webern“ von Gerhart Haupt-





Riedlingen. Scheuer des Mohrenwirts von 1686, stattlicher Fachwerkbau mit schönen Schnitzereien – ein Zeuge starker, männlicher, bildefreudiger und gestaltungsfroher Lebenskraft      Aufnahme: Helga Schmidt-Glassner





Riedlingen. Zwiefalter Tor, Teil der alten Stadtbefestigung, überragt von dem spätgotisch veränderten Turm der Pfarrkirche aus dem 14. Jahrhundert – ein Stadtbild wohlbehüteten Friedens

Aufnahme: Helga Schmidt-Glassner



mann vorlas. Sonst blieb unsre Erfahrung des Neuen im kulturellen Leben allzusehr getrennt von unsrem Schulerlebnis, und es hing von besonders glücklichen Umständen etwa in der Familie des einzelnen ab, wenn er auf vernünftige Weise in die Probleme des modernen Lebens eingeführt wurde. Dazu gehört im weiteren auch vieles, was die rasche Aufwärtsentwicklung der „modernsten Großstadt Süddeutschlands“ an Negativem mit sich brachte. Wir sahen und beobachteten vieles, von dessen Existenz unsre Eltern und Lehrer kaum Notiz nehmen wollten. Daß hier ein altes System geordneter Ethik und geordneter sozialer Schichtung in die Brüche ging, davon ahnten wir schon einiges. Der falsche Zehner, den wir in den Wiegeautomaten im Neuner warfen, bedeutete doch etwas mehr als die kleinen Schliche, mit denen sich in früheren Generationen die Jugend emaniptiert hatte. Als wir durch die offene Tür des Rektorats blickten, in der unser alter verehrter Rektor einen Vertreter des Soldatenrats empfing, dessen Auto eine rote Fahne trug, waren unsre Gefühle geteilt. Dieser Rektor hatte uns noch ein paar Wochen vorher den Sieg prophezeit, und daß nun einer kam, der mächtiger schien als er, mochte uns imponieren, wenn wir auch für die rote Fahne keine Sympathien hatten.

Es war die Zeit, in der der Fußball und überhaupt der Sport für Massen sich das Feld eroberte. „Ein Gymnasist spielt doch nicht Fußball“, sagte uns ein jüngerer Lehrer, auf den wir hörten, weil er uns gelegentlich sogar freiwilligen Unterricht in Kunstgeschichte gab. Aber in diesem Punkt konnte uns kein Lehrer etwas sagen. Unsre Turnspiele auf der Waldau gingen im alten Sinne weiter, aber daneben haben wir uns doch noch oft zum Fußballspielen getroffen und haben die Ergebnisse des großen Sonntagssports eifrig diskutiert. Ebenso unverständlich war es unsern Lehrern, daß wir begannen über Automarken zu diskutieren. Kein Wunder in einer Stadt, in der Robert Bosch und Mercedes die große Industrie verkörperten. Daß unser naturwissenschaftlicher Unterricht uns so wenig über die Grundlagen der modernen Technik bot, nahmen wir eben auch als ein Zeichen hin, daß die „Alten“ die Zeichen der Zeit nicht verstanden. Kurz nach unsrem Abgang von der Schule gewannen die Mercedesrennwagen das Rennen von Targa Florio.

Das war schon nach dem Ende der Inflation. Wir haben ihren Höhepunkt nicht mehr in der Schule erlebt. Aber wir spürten, daß die alten Unterschiede von „reich und arm“ nicht mehr galten. Wir sahen, was „spekulieren“ heißt, und als wir

im Durchschnitt kaum siebzehn waren, hat einer in unsrer Klasse Selbstmord begangen, weil er sich zu tief in diese Welt eingelassen hatte. Wir hatten das Gefühl, daß sich unsre Schule diesen Dingen gegenüber ebenso hilflos fühlte wie so manchen anderen Erscheinungen einer Auflösung, denen wir nicht entgehen konnten und die dadurch nicht unbedeutender wurden, daß unsre Lehrer sie nicht sahen oder nicht sehen wollten. Viele ehrwürdige Gestalten der alten Generation sahen politische Veränderung und moralische Lockerung in einem kausalen Zusammenhang, und als im Theater einmal ein „unsittliches“ Stück über Hans von Hutten aufgeführt wurde, schrieb Auguste Supper im „Merkur“ in ironischem Ton über diese neue Freiheit und zugleich über den Beschluß der Nationalversammlung, Schwarz-Rot-Gold zur Reichsfahne zu machen.

Doch im ganzen lebten wir wie die Generation vor uns in dem Gefühl, daß sich alles wieder einzurenken begann. Langsam fiel die Marktwirtschaft, man bekam wieder Schuhe ohne die Holzsohlen, mit denen wir über die Straßen und durch die Schulen geklappert waren, und für diejenigen unter uns, für die die gute alte Zeit in den Eiskärrele mit den Waffeln um 5 oder 10 Pfennig symbolisiert war, gab es auch wieder Eis. Freilich nicht mehr um Pfennige. Im Sommer 1921 habe ich einmal mit zwei anderen meine ganze Sparbüchse mit dem Inhalt von 30 Mark, die zum großen Teil noch aus dem kaiserlichen Deutschland stammten, für ein paar Eisportionen verbraucht. Und das war ja erst der kleine Anfang. Aber schon mir als Buben wurde es damals klar, daß ich besser getan hatte, unerlaubterweise diesen Schatz zu verbrauchen als noch auf eine legale Gelegenheit zu warten, bei der er dann nicht mehr zu einer Laugenbretzel gereicht hätte. Bei meiner Konfirmation hatte ich den schlechteren Goethe gewählt, um mit dem dadurch gesparten Geld den Grundstock für ein Fahrrad zu errichten, ein Fahrrad, das dann mit diesem Geld nicht mehr gekauft wurde.

Das heißt nicht, daß wir nicht Goethe gelesen hätten. Wir hatten eine Zeitlang einen Lesezirkel und lasen bei schönem Wetter im Bopserwald gemeinsam Dramen. Auf einem Schulausflug diskutierten wir am Bärensee heiß über Nietzsche. So wenig wir konnten und so wenig wir gelesen hatten, wir waren doch vielleicht die letzte Generation, die in ihrer ganzen Breite am Lesen überhaupt Freude hatten.

Wenn ich hier immer von Generation in einem all-



gemeineren Sinn spreche, dann meine ich die zwischen 1900 und 1910 Geborenen. Sie hatten nicht mehr wie die vor ihnen das lebendige Bild der Zeit vor 1914, sie hatten nicht wie wenigstens die Männer vor ihnen das Kampfserlebnis des Krieges, und sie wuchsen im Gleichtakt mit der Erholung Deutschlands nach 1919. „Man kann wieder Zucker kaufen, so viel man will“, „man kann wieder ins Ausland reisen“, und trotz aller Unsicherheiten und trotz der Sorgen unsrer Eltern um die allgemeine Lage hatten wir doch das Bewußtsein, daß wir in eine Zeit hineinwuchsen, die die unsre sein würde. Wir wollten vieles anders und neu machen. Das war nicht nur die Absicht der Jugendbewegung im engeren Sinne. Wir liebten den frischen Wind, der uns um die Ohren blies, und wir liebten das eigene Leben, das wir führten, mit all seinen Versuchen und Möglichkeiten.

Dabei ist uns, ich habe es schon gesagt, erst später zum Bewußtsein gekommen, wie sehr wir bei allem in eine gesund schwäbische Atmosphäre eingehüllt waren. Auch die Revolution hatte dieses Traditionsgefühl nicht gestört. In den Anlagen standen wir vor der Marmorgruppe, die „den reichsten Fürsten“ im Schoße seines Hirten zeigte. Wenn wir vom Honauer Tal zum Lichtenstein hinaufblickten, dachten wir an den Herzog Ulrich und seine Nebelhöhle. Auf dem Schloßplatz gingen wir am Standbild des Herzogs Christoph vorbei. Das Alte Schloß mit Renaissance-Galerie und Reittreppe und das Neue mit seinen schönen Sälen, die Akademie mit ihrer Erinnerung an Schiller, das alles brauchte man uns nicht lebendig zu machen. Wir verfolgten alle Bemühungen um Vertiefung der Heimatliebe, die Zeitschrift „Oberdeutschland“, die Führungen durch unsre heimatlichen Museen, die auf ganz neue Weise eingerichtet waren. Der Stolz auf die politische und die militärische Tradition Württembergs war verbunden mit unsrer Freude an der Rolle, die unsre Stadt und unser Land in Technik und Industrie spielten. Und wir waren uns auch bewußt, daß die Schriftsteller, die unter uns lebten, sich in Deutschland sehen lassen konnten. Als ich auf dem Höhepunkt der Inflation einmal einen unsrer bekanntesten, wohl unsren besten Lyriker vor dem Eingang zur Firma Bosch seine Zigarre ausdrücken sah, bevor er sich mit energischem Ruck dem Tore zuwandte, durch das die Massen strömten, da hatte ich wohl das Gefühl des Mitleids mit dem Manne, der in so schlechter Zeit auf eine ihm fremde Weise sein Brot verdienen mußte, aber ich war auch stolz darauf, daß er es bei dieser Firma bekam, deren

weltberühmter Chef auf einen Tisch kletterte, um eine unnötige Birne auszudrehen, die wir Werkstudenten hatten brennen lassen.

Schnell zog sich die Stadt die Höhen hinauf, die vor dem Kriege nur zu einem Teil bebaut gewesen waren. Vororte wurden neu eingemeindet, die Verkehrslinien verbessert. Die Zeiten politischer Unruhen waren bald überwunden, und im Lande und seiner Regierung hielt sich ein Mittelkurs, der im allgemeinen die Fachleute an der Verwaltung ließ. Es war wie früher eine sparsame und erfolgreiche Verwaltung, die sich jede Ausgabe zäh abringen ließ und die doch immer wieder neue Erfolge zeigen konnte. So war es insbesondere auch um die Verwaltung unsrer Heimatstadt bestellt. Wir lernten dieses merkwürdig gebaute Rathaus, das uns früher vor allem wegen seines Paternoster-Aufzugs interessant war, bei dem man nur den Ratsdienern entfliehen mußte, wir lernten dieses Rathaus bald auch von einer anderen Seite schätzen. Manchmal blickten wir zu seinem Turm hinauf, wenn wir an den langen Abenden vor Weihnachten auf dem Marktplatz uns auf der Messe vergnügten, zu diesem Turm und zu den alten Giebeln der schönen Häuser, die diesen so urwürttembergischen Platz umstanden. Und wenn wir später aus der Fremde kommend diesen Platz durchschritten, dann tauchten die alten Bilder wieder vor uns auf, die sich in diesen Rahmen fügten, die Karbidlampen der Meßbuden, der Einzug eines vom Feld heimkommenden Regiments, ein Seiltänzer, der von einem Giebel herabturnte, oder ein feierlicher Empfang eines hohen Gastes. Und einmal sahen wir den „Zeppelin“ hinter den alten Dächern verschwinden, am düsteren Tage der Beerdigung des großen Erfinders, nach dem das Luftschiff seinen Namen trug. Ich möchte nicht sagen, daß unser deutscher Patriotismus schwächer war als unser württembergischer, aber er war erlernter, akademischer. In der württembergischen Vergangenheit standen wir mitten drin, und keine Revolution konnte dieser Verbindung etwas anhaben. Das Stuttgarter Bürgertum und seine Jugend war nicht so preußenfeindlich wie die Nachbarn im Osten, aber daß es von Norden kommende Matrosen gewesen seien, die unsern König am 9. November schlecht behandelt hatten, hat doch auch unsre Gefühle mitbestimmt. Die Weimarer Republik räumte mit einigen Vorrechten des alten Bundesstaates auf, es kamen immer mehr Leute aus anderen deutschen Ländern nach Stuttgart in führende Stellen. Dagegen ergab sich mancher Widerstand, aber doch kein bösgemeinter.



Wenn wir als Buben sagten, Württemberg wäre mit 1918 allein besser fertig geworden als andere deutsche Gebiete, dann dachten wir uns dabei nichts Wirkliches, und es war schon ernster gemeint, wenn wir als älter Gewordene das gleiche 1933 meinten. Dabei haben wir doch wohl alle im Laufe der Jahre diese Stadt und unsre Heimat auch von außen sehen gelernt. Wir erkannten, daß man dort etwas zu eng aufeinander saß, daß man sich etwas zu gut kannte, daß die Unbefangenheit und Großzügigkeit oft fehlten, daß Mißtrauen und Suchen nach „Hintergedanken“ eine größere Rolle spielten als in Ländern, die weiträumiger waren und in denen nicht so viele hochgezüchtete Begabungen, durch Verwandtschaften verbunden oder durch alte Feindschaften getrennt, so nah aufeinander saßen. Aber das hat unsre Liebe nicht kleiner werden lassen, und nicht unsre Dankbarkeit. Die Zeiten, von denen ich sprach, sind vorbei; das müssen wir erkennen, und wir tun es mit Schmerzen, ganz gleich, ob unsre Sehnsucht mehr unsrer Jugend oder mehr

ihrem Rahmen gilt. Wenn uns heute der Zug in die alte Heimat führt, dann zucken wir jedesmal schmerzlich zusammen, wenn wir in den alten stolzen Bahnhof einfahren und die Trümmer auf den Höhen im Norden und Süden uns begrüßen. Es ist, als ob wir jedes Mal hofften, die alte Stadt wiederzufinden. Aber dann, wenn wir hinaustreten aus dem Bahnhof, trösten wir uns auch wieder mit manchem, was noch steht, und mit manchem, was der alte Stuttgarter Fleiß schon wieder hat emporwachsen lassen. Von den Bäumen in den Anlagen sind einige zerrissen, das Kleine Haus ist immer noch eine Ruine, aber dazwischen grüßt das Grün anderer Bäume, und von den Höhen blickt manches neue Haus herunter. Wir wissen heute wohl ebenso wenig von den Gefühlen der Jugend wie unsre Lehrer und Eltern von den unsrigen. Wir können nur hoffen, daß sie nach einer schwereren Katastrophe aus den Kräften des alten und immer neuen Stuttgart ebensoviel Leben zu gewinnen vermag wie es uns vor 30 Jahren geschenkt wurde.

## Das war Eduard Mörike

*Zwei Anekdoten aus seiner Ochsenwanger Zeit von Franz Georg Brustgi*

Eduard Mörike – wer liebt ihn nicht, den Dichter, der das wunderbare und gar wunderliche Märchen vom Stuttgarter Hutzelmännlein, dem Pechschwitzer und Tröster, in heiterer Laune aus seinem kindlichen Gemüt heraus gesponnen hat, den Pfarrherrn zu Cleversulzbach im Unterland, über den der lächelnde Poet den ausgedienten alten Turmhahn in lustig gedrechselten Versen auf so ergötzliche Weise erzählen läßt.

Gerade dieser humoristische, schalkhafte, schnörklig-komische Wesenszug an Eduard Mörike macht ihn uns besonders vertraut und liebenswert. Und noch ein Zug ist ihm mehr als andern Dichtern eigen: »eine gewisse Liebe zur Bequemlichkeit«, wie er es, der über sich selber recht wohl Bescheid wußte, einmal nannte.

Diesen Mörike: den lässig Bequemen und den heitern Schalk, der zu allem Schabernak zu haben war, mögen die beiden folgenden Anekdoten mit ein paar kleinen Streiflichtern beleuchten.

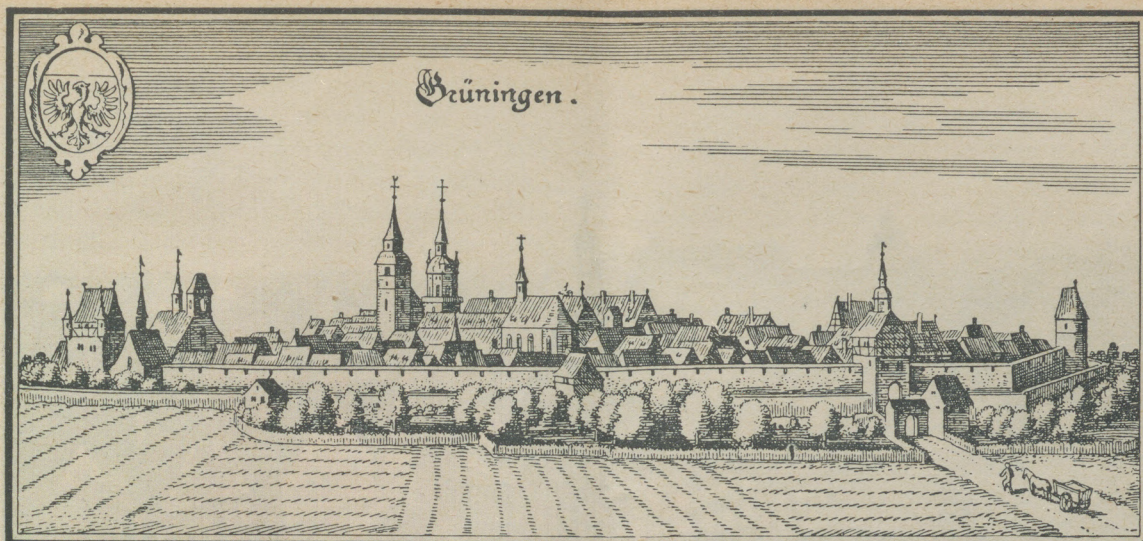
Als ich einmal – es mag wohl 25 Jahre her sein – auf einer Wanderung das Albdörflein Ochsenwang besuchte, allwo Eduard Mörike in jungen Jahren Pfarrvikar gewesen war, führte mich ein glücklicher Zufall ins »Lamm« zur Einkehr. Ein altes verhutzeltes Männlein saß auf der Eckbank in der Sonne. Es war der Lammwirt-Ähne, wie sich bald herausstellte. Die Rede gab's, – ich kam auf den Mörike zu sprechen, und da erzählte mir der Alte die zwei Geschichten, die ihm – neben vie-

len andern, die er leider im Alter wieder vergessen – der unlängst verstorbene Ochsenwanger Schäfer erzählt hatte. Dieser Schäfer-Madesle, wie man ihn im Ort hieß, habe den Dichter gut gekannt, ja er sei so etwas wie der Dorffreund Mörikes gewesen. Habe auch in dem Häusle nebenm Pfarrhaus gewohnt, so daß er dem Herrn Pfarr' in seine Studierstube habe hineinschauen können.

Einmal in einem Jahr, als es so viel faules Obst gegeben, habe der Mörike dem Madesle alle seine fauligen Äpfel durch den Bühneladen auf die oberste Bühne geworfen, wo man das Obst vor dem Einkellern noch eine Weile zum Verlesen habe liegen lassen. Der Madesle, wie er's gemerkt habe, das Geschmeiß wieder zurück durch dem Pfarr' seinen, und desgleichen der Mörike zum andern Mal; habe aber dann, weil er doch der Gescheitere gewesen, seinen Bühneladen zugemacht, und der Madesle habe eben mit seinem eigenen auch des Pfarrs faul Obst in einen Korb fassen und auf die Miste tragen müssen.

Wie viel liebe Male – habe der Schäfer-Madesle erzählt – seien sie zwei, der Mörike und er, neben dem Pferchkarren auf dem Breitenstein draußen in der warmen Heidsonne gelegen, hätten dem Mückegeigen zugehört und zugehört oder Grashupfer, Grillen und Ameisen bei ihrem Tun und Treiben betrachtet, oder auch an den blauen Himmel hinaufguckend und hinter den ziehenden Wolken her träumend – mittagelang, ohne auch nur den Mund aufzutun zu einem Wort, bis die Betglocke geläutet habe. »Herr Pfarr'«, habe dann der Madesle angehoben, »s'läutet z'Bet'.« – »No machet mr Feierabend, Mades, und ganget heim«, habe drauf der Mörike gesagt – und der Tag sei zu Ende gewesen.





Markgröningen. Stich von Merian, Topographia Suevica, 1643

## Die Anfänge der Stadt Markgröningen

Von Hermann Roemer

Die 700-Jahrfeier, die Markgröningen heuer nachholt, hätte schon im Jahre 1943 gefeiert werden können, wurde aber damals durch den Krieg vereitelt. Wie Weller bewiesen hat, erscheint Markgröningen zwar noch nicht im Steuerverzeichnis der staufischen Städte vom Jahre 1241, verdankt aber seine Erhebung zu einer festen Stadt der Regierung König Konrads IV. und ihren Maßnahmen, der im September 1241 ausgebrochenen Empörung der geistlichen Reichsfürsten am Rhein gegen Kaiser Friedrich II. und seinen zum Reichsverweser in Deutschland bestellten Sohn Konrad zu begegnen. Eine Urkunde der Stadtgründung liegt nicht vor, aber die Kriegshandlungen der folgenden Jahre lassen das Jahr 1243 als den äußersten Termin für diese ganz eindeutig militärischen Erwägungen entsprungene Stadtgründung erscheinen. Sie war dazu bestimmt, die von Speyer über Bruchsal und Vaihingen in das Neckarland führende Straße mit ihrer Abzweigung über Markgröningen nach Waiblingen zu decken, wie gleichzeitig Weilderstadt dazu ausersahen wurde, die von Pforzheim durch den Hagenschieß heraufführende Straße zu sichern. Zugleich wurden in jenen ersten vierziger Jahren ältere staufische Städte verstärkt, im Neckarland namentlich Heilbronn. Kaiser Friedrich II. war,

wie Weller nachgewiesen hat, mit den Verhältnissen in Schwaben vertrauter, als man gemeinhin annimmt, und drängte während einer Anwesenheit in Deutschland selbst auf diese Städtegründungen und die Befestigung der Stadt Reutlingen, die sodann im Jahr 1247 der Belagerung durch den Gegenkönig Heinrich Raspe von Thüringen trotzte. Es war der Reichslandvogt Konrad von Winterstetten, der mit diesen Maßnahmen betraut war.

Die damals in Markgröningen auf der Höhe zwischen dem Glems- und dem Leudelsbachtal erbaute Reichsburg stand bis zu ihrem Abbruch im Jahre 1724 am Oberen Tor an der Stelle des heutigen Südflügels des Evang. Lehrerinnenseminars. Leider ist keine Abbildung von ihr erhalten und verrät keine Gedenktafel, daß hier die Staufenfalz stand, der die Verwahrung der Schwäbischen Reichssturmflagge anvertraut war.

Schon vorher scheint Markgröningen, seit alters die bedeutendste Siedlung im unmittelbaren Umkreis des Hohenasperg, ein militärischer Sammelpunkt gewesen zu sein. Noch heute erinnert sein Name daran, daß dieses Gröningen im Unterschied von anderen, namentlich dem nahen Neckargröningen, an der Grenzmark zwischen Franken und Schwaben lag, die vom Lemberg her unmittelbar südlich am Asperg vorbei über Möglingen nach Schwieberdingen und von dort glemsaufwärts verlief. Der Ort gehörte den ursprünglich nach dem nahen Ingersheim benannten Grafen von Calw, die hier





Der Marktplatz in Markgröningen mit dem 500jährigen Rathaus

Aufnahme: Württ. Landesamt für Denkmalpflege

unter anderem das Kloster Murbach i. Els. begabten. Wenn nun Friedrich Barbarossa diesen „großen Hof Grüningen in Schwaben“ im Jahr 1189 dem Murbacher Abt gegen den von ihm nachgesuchten Dispens vom Kreuzzug jenes Jahres abnahm und dabei von 250 Bewaffneten die Rede ist, über die das Kloster hier verfügte, so muß der Hof ein militärischer Sammelpunkt jener Klosteruntertanen gewesen sein. Im übrigen war das Calwische Reichslehen Gröningen im Jahr 1129 durch die Heirat der Erbtochter Uta von Calw mit Herzog Welf VI. von Spoleto an das Haus der Welfen gekommen und spielte in dessen Kämpfen mit dem ersten Stauferkönig Konrad III. eine gewisse Rolle. Dieser hielt hier am 14. Oktober 1139 einen Hoftag ab. Ob der Staufer schon damals Markgröningen den Welfen entrissen hat oder ob der Ort erst mit dem Erbe Welfs VI. an Friedrich Barbarossa fiel, ist nicht auszumachen. Jedenfalls stehen wir hier auf einem Boden, wo schon frühe der Ruf: „Hie Welf, hie Waiblingen“ erscholl.

Leider ist die Geschichte der Stadt Markgröningen in ihren ersten Jahren von 1242–1252 in Dunkel gehüllt. Seit 1252 hatte sie Graf Hartmann von Grieningen (bei Riedlingen) aus der oberschwäbischen Linie des Hauses Württemberg in Besitz, und zwar als ein ihm vom Gegenkönig Wilhelm von Holland verliehenes Reichslehen. Er war als Reichssturmfnhnräger im Jahr 1246 in der Schlacht von Frankfurt mit seinem Vetter, dem Grafen Ulrich I. aus der Stuttgarter Linie des Hauses Württemberg von König Konrad IV. abgefallen und in das Lager des Gegenkönigs Heinrich Raspe von Thüringen abgeschwenkt. Man vermutet, daß die Verwahrung und die Führung der staufischen Reichssturmfnhne von Anfang an mit dem Reichslehen Burg und Stadt Markgröningen verknüpft war und Graf Hartmann, der im Jahr 1246 diese Fnhne führte, schon damals im Besitz der Stadt war. Inzwischen hat sie vielleicht Heinrich von Wemdingen (bei Monheim im Ries) zu Lehen getragen, in dessen Besitzungen Graf Hartmann im Jahr 1252 einrückte.



Graf Die Kurie hatte den Grafen von Württemberg bei ihrem Abfall von den Staufern das Herzogtum Schwaben in Aussicht gestellt, konnte dies Versprechen aber nicht halten. Als sie sich hierauf im Jahr 1259 mit Konradin verständigten, erkannte dieser Herzog Ulrich I. als Reichsmarschall in Schwaben an und trat Graf Hartmann bei der naturgemäßen Unterordnung des Fahnenführers unter den Heerführer hinter dem Stuttgarter Vetter zurück. Immerhin war Hartmann der ältere und galt als der Entschlossenste und Kampftüchtigste unter den schwäbischen Großen. So konnte Beham von Passau im Jahr 1255 schreiben: „Der Wirtemberger (Ulrich) beherrscht Schwaben mit Hilfe der Kriegsmacht seiner Blutsverwandten.“ Hartmann herrschte nicht nur in den Landschaften um den Bussen und den Asperg, sondern auch über das Allgäu (Albgau) und den Burgau und hatte im Unterland Besitz um Cannstatt. Nun weitete er von Markgröningen aus, wo er jetzt residierte und die im Bau begriffene Stadtkirche reich begabte, seine Herrschaft ins Zabergäu aus. Als im Jahr 1274 Rudolf von Habsburg zum deutschen König gewählt wurde und die Reichslehen zurückforderte, stand er gegen

ihn auf und lag noch 6 Jahre lang mit ihm und seinem mit der neuen Landvogtei Niederschwaben betrauten Schwager, dem Grafen Albrecht von Hohenberg, dem Gründer der Stadt Rottenburg (1280), in schwerer Fehde. Im Jahr 1277 drangen seine Feinde in Markgröningen ein und steckten die im Bau befindliche Bartholomäuskirche in Brand. Die wehrhafte Westfront dieser Stadtkirche mit ihren beiden Türmen, dem Glockenturm und dem Hochwachturm, der die Stelle eines Bergfrieds vertrat, muß damals schon bestanden haben, denn im Jahr 1272 stiftete Graf Hartmann die große Glocke zu den vier Evangelisten und im folgenden Jahr sein gleichnamiger Sohn eine zweite Glocke. Leider mußten diese altehrwürdigen Glocken im Jahr 1855 wegen Schadhaftheit eingeschmolzen werden. Im Frühjahr 1280 geriet Hartmann bei Brackenheim in die Hände seiner Gegner und starb nach halbjähriger Gefangenschaft auf dem Asperg am vierten Oktober jenes Jahres, wie sein wappengeschmückter Grabstein in der Markgröninger Stadtkirche besagt. Er ist übrigens das älteste der bis heute erhaltenen Epitaphe der Grafen von Württemberg.

## Die Jubiläumsstädte Altensteig und Berneck

*Von F. H. Schmidt-Ebhausen*

Jedweder Ort hat bekanntlich neben seinem offiziellen und rechtmäßigen Namen noch einen, der sich nur im Volksmund weiterüberliefert und von den Ortseinwohnern selbst nicht immer gern gehört wird. Altensteig und Berneck, die in der gegenwärtigen Jahrhundert-Halbzeit Grund zum Feiern haben, sind von dem Dekor eines solchen harmlos-gutmütigen Necknamens nicht ausgenommen. Die Altensteiger werden in der engeren und weiteren Umgebung „d' Frösch“ genannt. Warum, weiß kein Mensch. Und die Bernecker sind die „Bießmucke“, ein auch sonst hierzulande üblicher Ausdruck für einen betriebsamen und manchmal etwas aufgeregten Menschen. Wenn einmal die Buben beider Orte aneinander geraten, dann werfen sie sich nach homerischem Vorbild im Streitgespräch diese Namen gegenseitig zu. Wobei dann die Bernecker das Gespräch mit der simplen Feststellung zu beschließen pflegen: „Was tötet ao d'Frösch, wenn d' Mucke net wäret!“

Also sind Altensteiger und Bernecker auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden, was uns die Berechtigung gibt, beider Städte hier in einem zu gedenken. Ihre Geschichte läuft sowieso auf vielen gemeinsamen Wegen, nur daß die eine einst eine Zeit lang „badisch“ war, die andere aber „ritterschaftlich“. Schon ihr äußerlicher Habitus reiht sie in die an der oberen Nagold übliche Lage der gewachsenen Städte und Städtlein ein: auf einem ins Tal vorspringenden Bergsporn schmal und gedrängt aufgebaut, im Rücken eine wehrhafte Burg, deren Mauern auch die Stadt mit umschlossen. Altensteig über dem Schwarzwaldflüßchen Nagold, Berneck auf einer von Köllbach und Bruderbach eingefassten Bergnase. Ihre Ortsnamen bieten kaum Schwierigkeiten: an der alten Steige, einem Verbindungsweg von dem teilweise noch „Weinstraße“ genannten Querweg Enzklösterle-Nagold hinab zu einer Furt, liegt die eine Siedlung, die andere trägt einen echten Burgnamen.

Wenn beide Städte heuer ihr 850jähriges (Altensteig) und 800jähriges (Berneck) Bestehen festlich begehen, so ist damit nicht gesagt, daß sie so lange schon Stadt im Sinne eines Rechtsbegriffs sind. Die Jubiläen stützen sich auf das erste urkundliche Vor-





Das „Alte Schloß“ zu Altensteig

Aufnahme: Oskar Hiller-Altensteig

kommen der Ortsnamen überhaupt. Um 1100 erfährt man im Schenkungsbuch des Klosters Reichenbach von Adalbert von Altensteig, um 1150 in der gleichen Quelle von Erlewin von Berneck. Über eine Stadtrechtsverleihung oder Erhebung zur Stadt ist bei beiden keine Urkunde vorhanden.

Aber die Erstnennung Altensteigs läßt sich genauer datieren, als das bisher üblich war. Die Oberamtsbeschreibung Nagold von 1862, auf die als zuverlässige Quelle sich alle nachfolgenden ortsgeschichtlichen Beschreibungen stützen, wie „Das Königreich Württemberg“ von 1905 und das Nagolder Heimatbuch von 1925, setzt die erstmalige Nennung des Ortsnamens um 1100 an, wo „Adelbertus de Aldunsteiga das Kloster Reichenbach mit zwei Huben in Leinstetten beschenkte“. Zugleich nennt die Oberamtsbeschreibung „Heinricus de Altdunsteiga, Dienstmann eines ... Grafen Ulrich (... wohl von Zollern-Hohenberg)“ um 1120. Sie weist dabei auf das Württembergische Urkundenbuch, Band 2 (1858), Seite 403 und 393, hin. Offenbar haben alle Bearbeiter der Geschichte Altensteigs sich so sehr auf

die Oberamtsbeschreibung verlassen, daß sie es für überflüssig hielten, die angezogenen Urkunden auch einmal nachzulesen. Aber das Nachlesen verlohnt sich. Das im Band 2 des Württembergischen Urkundenbuchs wortgetreu abgedruckte Schenkungsbuch des Klosters Reichenbach, dessen Anlegung Anfang des 12. Jahrhunderts anzusetzen ist, zählt alle dem Kloster im Verlauf der der Aufstellung vorangegangenen Zeit überkommenen Güter auf. Es stehen nun aber auch mehrfach genaue Daten der verschiedenen Übereignungen darin, wobei dahingestellt bleiben mag, ob die betreffenden Zeitangaben vor- oder zurückdatiert wurden, was immerhin möglich ist. Jedenfalls beginnt die Aufzählung der dem Kloster Reichenbach geschenkten Güter mit der deutlich genannten Jahreszahl 1085. Die unmittelbar nachfolgenden Aufzählungen beziehen sich stets durch die entsprechende Eingangsformel bei jedem neuen Abschnitt „Eodem anno“ auf dieses Jahr. Mit diesem „Eodem anno“ beginnt dann auch, ohne daß sich inzwischen die Jahreszahl ändert, der Absatz, in dem von „Heinricus de Alt-





Berneck

Aufnahme: Luftverkehr Strähle-Schorndorf

dunsteiga, ex familia Uodalrici comitis“ die Rede ist. Zuerst also wird nicht Adalbert, sondern Heinrich von Altensteig im Jahre 1085 genannt, der zugleich durch den Zusatz „ex familia“ des Grafen Ulrich als dem Adelsstand angehörend ausgewiesen wird. Nach dieser Eintragung steigen die Jahreszahlen in der Aufstellung bis 1091, dann gibt die Liste zunächst keine Jahre mehr an. Die Nennung Adalberts kann somit nicht näher datiert werden, sie liegt aber zeitlich nach Heinrich. Die Inhaltswiedergabe von Adalberts Erwähnung ist aber in der Oberamtsbeschreibung auch ungenau. Nicht er gibt die beiden Huben zu Leinstetten an das Kloster, sondern, natürlich mit seiner Zustimmung, sein Lehnsmann Rudolf von Walddorf. Die betreffende Stelle im Schenkungsbuch lautet nämlich: „Ruodolfus de Waltorf, cliens Adelberti de Aldunsteiga, dedit sancto Gregorio duas huobas in Linstetin et partem ecclesie.“ Damit liegt die Erstnennung Altensteigs mit dem Jahre 1085 fest.

Bei Altensteig wird lange Zeit nicht unterschieden zwischen Altensteig-Dorf und Altensteig-Stadt. Zweifellos ist die auf der Hochfläche des Buntsandsteins über dem Nagoldtal gelegene Dorfsiedlung älter und die Stadt als Folge der über der Nagold in Tal und Steige beherrschender Lage errichteten Burgen entstanden. Jener Adalbert von Altensteig saß zu seiner Zeit bereits auf einer Burg, die sich aber merkwürdigerweise nicht an der Stelle des heutigen „Alten Schlosses“ befand, sondern gegenüber auf der andern Talseite auf einem Bergvorsprung. Hier zeugen die alten Flurnamen „Turmfeld“ oder „Turnerfeld“ und „Turnersteige“ (Turn = Turm) davon, daß diese älteste Burg „Zum Turm bei Altensteig“ genannt wurde. Sie war wohl in der Hauptsache ein Wartturm mit bescheidensten Unterkunftsräumen zur Überwachung und Sicherung des Verkehrs auf der alten Steige. Es war eine weitverzweigte und nicht unerheblich begüterte Ritterfamilie, die als Lehensleute der Gra-



fen vom Nagoldgau, der Pfalzgrafen von Tübingen und der Grafen von Zollern-Hohenberg die Verwaltung innehatte. Die räumlich und blutsmäßig nächsten Verwandten der Altensteiger Ritter waren die Herren vom benachbarten Hornberg, von deren kleiner Burg noch ein verfallener Turm erhalten ist, ferner die vom ebenfalls nahen Berneck, von der Fautsburg (Vogtsburg) bei der Rehmühle im idyllisch-lieblichen Tal der Kleinen Enz und schließlich die Vögte von Wöllhausen bei Ebhausen. Die Grafen von Hohenberg, mächtige Landesherren weitem und dem Kaiser Rudolf von Habsburg verschwägert, erbauten im 13. Jahrhundert auf der andern Talseite die große Burg mit ihren „Himmel“ und „Hölle“ genannten Türmen, das heutige malerisch die Stadt krönende „Alte Schloß“. Die Volkssage erinnert sich noch an diese beiden Burgen, ihre gegensätzliche Lage regte die Phantasie zu der Geschichte von den ungleichen und daher feindlichen Brüdern an. Die zum Jubiläum Altensteigs uraufgeführten Heimatspiele haben diese geschichtliche Sage zum Gegenstand.

Während zweier Jahrhunderte stand Altensteig unter der Oberhoheit der Markgrafen von Baden. In ihre Zeit fällt die Erstellung des stattlichen Rathauses, in dem noch das alte badische Wappen zu sehen ist. Das Rathaus sowie die Kirche, das alte Schloß, der schöne Brunnen beim Rathaus, die Kirche von Altensteig-Dorf und zwei Steinkreuze am alten Kirch- und Totenweg von der Stadt zum Dorf, wohin die Stadtbürger noch bis 1715 ihre Toten zur letzten Ruhe brachten, stehen heute als beredte Zeugen geschichtlicher Vergangenheit unter Denkmalschutz. Aus einem im Jahre 1494 zwischen einem Altensteiger und einem Nagolder Bürger wegen Totschlags an dem Sohn des Nagolders abgeschlossenen Sühnevertrag wissen wir, daß es zu damaliger Zeit üblich war, an bestimmten Stellen zum äußeren Zeichen der Sühne einer Freveltat solche Steinkreuze zu errichten.

Die alten Rittergeschlechter Altensteigs sind längst dahingegangen. An ihrer Stelle nahmen schon in badischer Zeit die Obervögte ihren Amtssitz im Schloß ein, welchen ab 1603 die württembergischen folgten. Amts- bzw. Oberamtsstadt blieb Altensteig bis 1810, dann kam es zum Oberamt Nagold und endlich mit diesem zum heutigen Kreis Calw.

Die engen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Altensteiger und Bernecker Rittergeschlechtern wurden gelockert und schließlich ganz gelöst, als in der Mitte des 14. Jahrhunderts in

Berneck die Herren von Gültlingen zunächst als Mitbesitzer, ab 1395 als alleinige Inhaber sich festsetzten. Im Gegensatz zu Altensteig erfreuen sich die Freiherrn von Gültlingen in Berneck bis auf den heutigen Tag ihres angestammten Besitzes. Die Altensteiger und Bernecker Ritter haben treu ihres Amtes gewaltet und über Handel und Wandel der ihnen anvertrauten Städte und ihrer Bürger gewacht. Nur einmal ließen sich die Bernecker Herren, Hug von Berneck und Gumpold von Gültlingen, dazu verführen, einer Partei beizutreten, dem Bund der „Schlegler“. Ihre Absicht war, die Macht der Grafen von Württemberg zu untergraben und den niederen Adel in seinen alten verbrieften und unverbrieften Rechten zu befestigen. Die Sache ging natürlich schief. Graf Eberhard III. der „Milde“, nahm die Burg Berneck mit Waffengewalt, zerstörte sie zum Teil, Hug von Berneck wurde interniert und erst unter der Bedingung wieder freigelassen, daß er schwor, nie wieder etwas gegen Württemberg zu unternehmen und seine Burg „Zum Turm“ in Altensteig dem Württemberger stets offen zu halten.

Wie die Hohenberger Burg zu Altensteig mit ihren Mauern auch die Stadt mit umfaßte, so auch die Bernecker Burg. In Berneck ist die riesige Mantelmauer ein eindrucksvolles Wahrzeichen der Stadt. In einer Mächtigkeit von drei Metern, 23 Meter lang und 38 Meter hoch, mit Wehgang und Türmchen versehen, schützte diese aus dem 12. Jahrhundert stammende gewaltige Befestigungsanlage vor feindlichem Zugriff, der von der rückwärtigen, höher gelegenen Bergseite aus Stadt und Burg bedrohte. Die heutigen Wohngebäude der Burg wurden 1846 errichtet. Das nahe gelegene „Untere Schloß“ entstand 1761 auf alten Burgresten. Auch die Bernecker Schlösser stehen unter Denkmalschutz, wie die 1753 erbaute Kirche, die einer älteren aus dem 15. Jahrhundert folgte. Das ritterschaftliche Berneck kam 1805 zu Württemberg.

Altensteig und Berneck sind mit der weiten Welt verbunden durch die „Altensteiger Rutsch“, das romantische Schmalspurbähnlein, welches sich, wie die am Bahngeleis stehenden Schilder mit den Buchstaben „LP“ ausweisen (was „Läuten und Pfeifen“ heißt, vom Volksmund aber als „Laut pfeifen“ gedeutet wird), mit entsprechender Vernehmlichkeit von Nagold her dem Fließlein und der Straße folgend gemächlich das Tal hinauf schlängelt. Fast hat heute die Straße als eine Teilstrecke der wichtigen Fernverbindung von Ulm und Stuttgart über Freudenstadt nach Kehl schon größere



Bedeutung. Berneck ist mit einigen hundert Einwohnern zwar nicht die kleinste unter den Städten im württemberger Land, wohl aber nach dem nicht weit entfernten Zavelstein die zweitkleinste. Altensteig hat etwa sechs- bis siebenmal mehr Einwohner. Beide Städte haben von alters her den ausgesprochenen Charakter von Waldstädten. Die Wälder, unter denen besonders der Altensteiger Kirchspielswald eine historische Eigentümlichkeit war, und das aus ihnen gewonnene Holz bildeten und bilden die Grundlage des gewerblichen Lebens. Aber nicht nur aus dem Holz und aus den Heidelbeeren, die in überreicher Fülle in den weiten Wäldern gedeihen, erwächst den Bewohnern beider

Städte mancher Nutzen. Der natürliche Atmungs- austausch der Waldgebiete ergibt eine reine, heilkräftige Luft, die die Jubilare schon seit geraumer Zeit in den Rang gern besuchter Urlaubs- und Ferienaufenthalte erhob. Sie haben es sich auch durch pflegliche Behandlung ihrer äußeren Erscheinung angelegen sein lassen, ihren guten Ruf als Luftkurorte und Kleinode des württembergischen Schwarzwalds zu verbreiten. Die Jubiläums-Feiertage und Heimatfeste in Altensteig (24.–26. Juni) und Berneck (19. und 20. August) gelten daher den Einheimischen als Tage sowohl des Rückblicks in eine stolze Vergangenheit wie des Ausblicks in eine hoffnungsreiche Zukunft.

## Die alte und die neue Bärenhöhle bei Erpfingen

### *Höhlenschicksal einst und jetzt*

Mit einem wahren Heißhunger hat sich die Tagespresse auf die Sensation der neuen Bärenhöhle bei Erpfingen gestürzt. Ebenso flott wie unverantwortlich wurde drauf losgeschrieben, den Bären wurde das ehrwürdige Alter von 600 000 Jahren zuerkannt, sie waren 2½ m hoch, nur Knochen von Bärenweibchen seien in der Höhle gefunden worden usw. Mit solchen und ähnlichen Nachrichten füllte man die Spalten. – Vergleicht man damit den ersten Pressebericht über die Entdeckung der alten Karlsruhle im „Schwäbischen Merkur“ vom 5. Juni 1834, so kann man feststellen, daß diese Entwicklung journalistischer Oberflächlichkeit schon damals eingesetzt hat. Da ist die Rede von „Gebeinen, welche Menschen von ungewöhnlicher Größe“ angehörten, und ein unbekannter Journalist stellt die geistreiche Frage: „War diese Höhle der Ort eines geheimen Gerichts oder gar eine Räuberhöhle?“ – Die vierzehn Tage später folgenden Presseberichte zweier Tübinger Professoren sind wesentlich sachlicher gehalten. Sie schildern vor allem die Ausdehnung der neuentdeckten Höhle und erwähnen ausdrücklich „Bärenschnädel und übersinterte Knochenester“ genau so, wie man sie jetzt wieder in der neuen Höhle angetroffen hat. Leider hören wir aber auch drei Wochen nach Entdeckung der Höhle „von den zahlreichen Besuchern, die von den aufgefundenen Knochen soviel mitnehmen, wie sie können“. Danach kann man sich leicht vorstellen, daß die alte Karlsruhle schon nach wenigen Mona-

ten der schönsten Stücke beraubt war. Im November 1834, berichtet Graf Mandelsloh, sei nur noch ein einziger im Sinter steckender Bärenschnädel zu sehen gewesen.

An diesen bedauerlichen Vorgängen konnte auch das Einschreiten des „Königlichen Oberamts“ nicht viel ändern. Es blieb bei papierernen Verordnungen, die das „Abschlagen von Tropfsteinen und das Abschießen von Gewehren“ in der Höhle verboten. Schließlich hat die Gemeinde die Höhle auf zehn Jahre an zwei Erpfinger Bürger zum Preis von 1500 Gulden verpachtet. Dem Pächter war es untersagt, nach Knochen in der Höhle zu graben. Als aber die Erkenntnis in der Gemeinde dämmerte, daß die ausgeleerte Höhle weniger Besucher anziehen könnte, war es zu spät. Der weitsichtige Vorschlag des Grafen Mandelsloh, in der Höhle eine Kollektion diluvialer Knochen zusammenzustellen, wurde überhört. Wir erfahren aber bezeichnenderweise, daß eine Auswahl von Knochen und sonstigen Raritäten noch Jahre nachher im Hirschwirthshaus zu Erpfingen gezeigt wurde.

Die heutigen Erpfinger, voran Bürgermeister Dreher und der Entdecker der neuen Höhle, Gemeinderat Bez, haben die Fehler ihrer Vorfahren wieder gutgemacht. Sie haben die zuständigen wissenschaftlichen Stellen sofort benachrichtigt und in der Folge bei ihren Untersuchungen tätig unterstützt. Zur Erschließung der neuen Höhle wurden beträchtliche Mittel aufgewendet. So ist im strahlenden Licht der elektrischen Beleuchtung die finstere Bärenhöhle zu einem schimmernden unterirdischen Naturmuseum geworden, das dem Besucher eine Fülle zauberhafter Tropfsteinformen zeigt. Von den eingesinterten Bärenknochen wurden möglichst



viele an Ort und Stelle belassen. Zwei vollständige Bärenschädel wurden im Geologischen Institut der Universität Tübingen präpariert, um vor und in der Höhle selbst aufgestellt zu werden.

Es sind alle Vorkehrungen getroffen worden, um einen wirksamen Naturschutz durchzuführen. Denn der neuen Höhle wäre dasselbe Schicksal beschieden gewesen, wenn die zuständigen Stellen nicht einen Riegel vorgeschoben hätten. Ist es nicht beschämend, zu hören, daß man auch in der neuen Höhle schon einigen Bärenschädeln die Zähne ausgerissen hat? Keineswegs aus Interesse, sondern sicher nur aus „Souvenir-Hunger“ und womöglich um seinem Stammtisch damit zu imponieren! Bald werden die Zähne vergessen sein und die aufräumende Hand der Hausfrau, die solchen „Krust“ sowieso nicht liebt, befördert sie in den Kuttereimer. Trotzdem möchte ich glauben, daß die heutige Generation mehr Verantwortungsgefühl hat und die ehrwürdigen Zeugen einer längst versunkenen Tierwelt höher achtet. Die neue Höhle steht unter Naturschutz, aber die Strafbestimmungen des Gesetzes werden unwirksam bleiben, wenn wir es nicht verstehen, die breite Masse der Besucher zur Ehrfurcht vor den Wundern der Natur zu erziehen. Dazu sollen die folgenden Aufsätze beitragen. *A. Rieth*

### *Ein nachdenklich geologischer Gang durch die Bärenhöhle*

Wer sich in der alten Karlshöhle bei Erpfingen und in der anschließenden neuen an allem erfreut hat, was die unterirdische Natur bietet, an dem Auf und Ab des Weges, der wunderlichen Vielfalt der Tropfsteine von emporragenden Pagoden, Säulen und Kerzen, von herabhängenden Eiszapfen, Bändern und Kaskaden, an dem Tropfen des Höhlenwassers, an den eingesinterten Knochen ausgestorbener Höhlenbären, den möge es nicht gereuen, dem ersten, staunend schauenden Gang einen zweiten, fragend nachdenklichen folgen zu lassen. Das Miteinander zauberhafter Tropfsteine und offen sichtbarer Schädel und Knochen der Höhlentiere bildet ein Naturdenkmal, das in einer besonders reizvollen Weise sowohl an den vom Neuen einer Höhle überraschten Besucher wie an den mit der Erdgeschichte Vertrauten mancherlei Fragen stellt. Die unterirdische Welt der Höhlen verdankt dem Wasser ihre Entstehung; so fest und dauerhaft die Kalksteine der Alb auch aussehen, das unablässig von der Oberfläche in die Tiefe ein-

sickernde Wasser greift sie chemisch an und löst sie im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende geologischer Zeit auf. Die Klüfte und Spalten erweitern sich zu Hohlräumen; in ihnen sammelt sich Sickerwasser, in ihnen fließt es weiter. Überall auf der Erde, wo Kalkstein die Oberfläche bildet, entstehen so Höhlen mit Gerinnen, ja mit ganzen unterirdischen Flußsystemen.

Auch in unserer alten Karlshöhle, durch die wir den Gang antreten, sieht man allenthalben die Spuren der Tätigkeit des Wassers; Klüfte sind zu weiten Schloten verbreitert, ihre Wände nicht scharfkantig und eckig, sondern weich gerundet vom rinnenden und mählich lösenden Wasser. Wo aber der herabsickernde und fallende Tropfen verdunstet, dort läßt er den von ihm gelösten Kalk zurück; die unwägbare geringe Menge der einzelnen Tropfen summiert sich dann in der Millionenzahl nacheinander, hier zu vielen zarten Gebilden, dort zu einzelnen mächtigen Pfeilern. Wo aus seitlichen Spalten Wasser austritt, dort bauen sich aus glitzerndem Sinter steinerne Wasserfälle in geologischem Zeitlupenmaß. In manchen Höhlen mit besonders kalkreichem Wasser werden bereits in wenigen Jahren Geländer und Drahtnetze vom Sinter überzogen. Die alte Karlshöhle hatte neben der Fülle der Tropfsteingebilde ursprünglich noch die Zeugen einer vorgeschichtlichen Tierwelt, Knochen und Schädel von Höhlenbären und Zähne von Höhlenhyänen, enthalten, besonders in den hinteren Hallen, wo sich die Höhle in Klüften des Gefelses zu verlieren schien. Nach der Menge der Knochen, von denen berichtet wird, muß es geradezu eine Bärenhöhle gewesen sein. Unberechenbar wie das Versickern des Wassers ist der Verlauf der unterirdischen Hohlräume; mancher Dachs wurde schon zum Wegweiser in verschüttete Höhleneingänge. Hier waren es im vergangenen Jahr ein paar Fledermäuse, auf die Gemeinderat Bez von Erpfingen aufmerksam wurde, der sie in einer Nische an der Decke der letzten Halle verschwinden sah. Er erstieg mit einer Leiter den sechs Meter hohen Überhang und befand sich zwischen Tropfsteinen und eingesinterten Bärenknochen, ein Stockwerk über der alten Höhle und zugleich am Ende einer beim Weiterkriechen immer reicher sich enthüllenden neuen Bärenhöhle.

Wir haben eine Doppelhöhle, jede mit eigenem Eingang, die alte von Süden her, die neue von Norden. Bereits zur Bärenzeit hat zwischen beiden keine Verbindung bestanden, welche die Tiere hätte hinüber- oder herüberwechseln lassen. Wo





Abb. 1. Tropfsteinbildungen der neuen Höhle

Aufnahme: Lutz





Abb. 2.  
Übersinterte  
Bärenknochen am  
Einstieg zur neuen  
Höhle  
Aufnahme: Lutz

heute ein bequemer Einstieg aus der alten in die neue Höhle durchgebrochen worden ist, dort hat sich der genannte hohe Überhang befunden. Ein Bär der neuen Höhle hatte zwar wie aus einem Fenster seinen Kopf in die alte hinausstrecken können, aber ein Hinunter- und Hinaufsteigen ist nicht möglich gewesen.

Gleich nach dem Einstieg aus den alten in die neuen Räume beginnen die verstreuten Bärenknochen. In dem niedrigen Gang liegen linker Hand, ein wenig vom Kalksinter überzogen, sehr kräftige Wirbel eines erwachsenen, starken und einige noch nicht ganz verknöcherte, kleinere eines jüngeren Höhlenbären (Abb. 2). Noch an mehreren Stellen waren in ähnlicher Weise die Reste älterer und jüngerer Tiere vereinigt, lagen durcheinander gemengt; an keinem Platz fand sich ein zusammenhängendes Skelett, so sehr wir auch danach suchten und ein solches gerne in der Höhle freigelegt hätten. Es kann nicht etwa ein Räuber oder Aasfresser gewesen sein, der die zerfallenden Skelette verendeter Bären durcheinander gebracht hätte; denn der einzelne Knochen ist nicht zerbissen, sondern gut und vollständig erhalten geblieben: auch fehlen gänzlich die eigenartig geglätteten Knochensplitter, wie sie sich halbverdaut in den Exkrementen von Hyänen finden und in großer Zahl in den von ihnen bewohnten Höhlen, wie der Irpfelhöhle bei Giengen an der Brenz, ausgegraben werden konnten. Nachdem auch sichere Spuren eines längeren Aufenthaltes des Höhlenmenschen hier fehlen, müssen wir

vermuten, daß die in der dunklen Höhle herumtrottenden Bären selbst die Knochen ihrer verendeten Vorgänger zerstreut haben.

Was schon an der ersten Fundstelle auffällt, die oberflächliche Lage der Knochen als Zeichen einer jüngsten Phase der Höhlengeschichte, bleibt durch die ganze Höhle deutlich. – Ein künstlich vertiefter Gang leitet unter einer Sinterplatte hindurch in die von Tropfsteinen festlich glänzende Vorhalle der neuen Haupträume. Als hier die Sinterdecke auf Wegesbreite abgehoben wurde, fanden sich im Lehm unmittelbar unter ihr und zum Teil von ihr überkrustete Schädel und Skelettreste eines halbwüchsigen Höhlenbären und Knochen mehrerer erwachsener, alle nur nahe der Oberfläche, nicht tiefer. Zwischen den Blöcken des Abhanges in das Dunkel rechts bis hinab in die versinterten Nischen, Gänge und Klüfte streuten einzelne Knochen, schienen sich da und dort mehr zusammenhängend zu gruppieren, lagen aber überall auch nur ganz oberflächlich, im hintersten tiefsten Winkel wie droben auf der Höhe der Vorhalle. Bereits zur Zeit der Bären also hat der Höhlenboden das heutige lebhaftes Relief gezeigt, bereits damals waren die gewaltigen Versturzböcke der beiden Haupthallen aufgehäuft. Die Zeit ist in der Höhle stille gestanden und, wo nicht einmal von der Decke die Kalk bringenden Tropfen gefallen sind, liegen die Knochen frei und unversintert, als seien Jahrzehnte, nicht Jahrtausende vergangen.



Abb. 3.  
Eingesinterter Unterkiefer eines Höhlenbären

Aufnahme: Lutz



Der Weg senkt sich – an einem zwischen Blöcken halb eingesinteren Bärenschädel vorüber – hinab auf die Sohle der ersten Halle: zur Rechten einige mächtige Bärenschädel, Wirbel, Rippen, Gliedmaßen-Knochen beieinander, zur Linken einige dick übersinterterte, nicht auf den ersten Blick erkennbare Unterkiefer (Abb. 3) und mehrere noch wie ursprünglich zusammenhängende Wirbel. In der Erhaltung der Knochen und in ihrer Lage deutet nichts auf einen gewaltsamen Tod. – So friedlich das Bild heute aussieht, diese Halle muß zur Zeit der Bären Zeuge eines Einzelschicksals gewesen sein, das wir auszudenken versuchen. Ein Wolf nämlich, dessen Schädel Herr Bez auf der rechten Seite hinter den Bärenschädeln in einer Kluft zwischen den Blöcken entdeckt und heraufgelangt hatte, dazu nach und nach fast das ganze Skelett, hat hier seinen Tod gefunden. Er ist eben voll erwachsen, hat sich also nicht aus Altersschwäche zum Sterben hierher zurückgezogen. Ist er vielleicht, angelockt vom Kadaver eines Höhlenbären und unkundig der Gefahren einer klüftereichen Höhle in den Spalt gestürzt und seinen Verletzungen erlegen? Die wohl erhaltenen Knochen lassen aber keine Brüche erkennen, der Spalt war auch nicht sehr tief. Möglicherweise ist der Wolf bei seinem Höhlenbesuch von Bären überrascht worden und hat sich in die enge Kluft zurückgezogen, wo ihm die Verfolger zwar nicht nachschlüpfen, aber das Entkommen verwehren konnten, be-

sonders, wenn es eine ergrimnte Bärin mit Jungen war. An zwei anderen Stellen der Höhle befanden sich in und auf dem Sinter je ein Schneehasenskelett, gleichfalls Zeugen von Einzelschicksalen; da die Knochen noch beisammenlagen, kann es sich nicht um Beutetiere handeln.

An zwei glitzernden Sinterpfeilern vorbei gelangen wir in die zweite Halle. Hier war offenbar der Lieblingsplatz der Bären. Gleich links hebt sich ein starker Schädel von dem steinigen Höhlenboden ab; er liegt auf der Oberseite und zeigt dem Beschauer den wie von Zuckerguß überkleideten Gaumen mit den Backenzähnen. Ein paar Meter daneben ist einem kleineren Schädel ein stumpfer Tropfstein aufgewachsen. Noch ein paar Meter weiter in der Nische liegen sechs Schädel erwachsener und alter Bären übereinander, Abb. 4; und nochmals dahinter ist ein mächtiger Schädel samt seinen Eckzähnen aus dem Kalksinter halb freigelegt. In dieser Halle haben sich mehr Bären niedergelassen als sonstwo in der Höhle, hier war die richtige Stelle für eine Probegrabung, um die Höhlenbären und ihre Begleiter kennenzulernen. Die dabei gewonnenen Schädel, Kiefer und Knochen stammen zu über 95% vom Höhlenbären. Alle Altersstadien sind vertreten; große alte Schädel mit mächtigem Scheitelkamm und weit abgekauten Zähnen, Schädel mit noch wenig genutzten Backenzähnen von Tieren im besten Alter, Zahnreihen mit erst halbdurchgebrochenen Zähnen Ju-





Abb. 4. Nische in der zweiten Halle mit Bärenschädel-nest

Aufnahme: Wagner

gendlicher und kleinste Kiefer mit leicht ausfallenden Milchzähnen. Nach der Form des Schädels und den Maßen der Zahnreihe handelt es sich um den typischen Höhlenbären (*Ursus spelaeus*), nicht etwa um eine besondere Form. Die zahlreichen Untersuchungen an Schädeln und Gebissen der europäischen Höhlenbären haben immer wieder gezeigt, welch weiten Spielraum die Größen der einzelnen Zähne, der ganzen Zahnreihe, der Schädellänge und -breite, der Höhe und Länge der Schnauze usw. einnehmen. Genau so variieren die Erpfinger Bären beträchtlich und erreichen beinahe die Extremwerte geringster und größter Ausmaße. Ein schlanker Schädel mit weniger breiten Backenzähnen scheint auf den ersten Blick aus der Reihe zu fallen, wie man auch an anderen Fundstellen von Höhlenbären geneigt war, den einen oder anderen Schädel für etwas Besonderes zu halten und beim Überblick übers Ganze ihn doch noch derselben Art zugehörig fand. Nach dem Ergebnis meiner Messungen braucht keiner der Bärenreste aus der Erpfinger Höhle zu einer anderen Art als zu *Ursus spelaeus* gerechnet zu werden, auch nicht zu einer eigenen Rasse oder zu einem bestimmten Entwicklungsstadium. Sie haben im Durchschnitt mittlere Größe, sind nicht verzwergt oder sonstwie degeneriert. Sie waren auch in einem guten Gesundheitszustand; Erkrankungen infolge des vielmonatigen Lebens in feuchten Höhlen, Wirbelverwachsungen u. ä., wie es an Bären der Drachenhöhle bei Mixnitz in

der Steiermark beobachtet worden ist, fehlen an den untersuchten Knochen der Erpfinger Höhle. Das Vorkommen der zarten Knochen von acht bis zehn ganz jungen Bären, eben geborenen oder gar noch ungeborenen, möchte ich nicht als anormal werten; Generationen von Bärinnen können in der Höhle ganz normale Würfe gehabt und zahllose Jungtiere dann die Höhle mit der Mutter zusammen gesund verlassen haben; diese sind uns nicht erhalten. Wir können gar nicht wissen, welche Sterblichkeit bei trächtigen Bärinnen und Neugeborenen in der Höhle – ob eine hohe oder niedrige – geherrscht hat. Das Erpfinger Fundgut bietet meines Erachtens auch in dieser Richtung keinen Anlaß zu gewagten Vermutungen. Bleiben wir bei dem Beobachteten, so zeigt es mit Deutlichkeit, daß Bärinnen die Stelle gerne zum Werfen ausgesucht haben; nach den Knochenfunden zu urteilen, waren es nämlich an dieser Stelle sehr viel mehr weibliche als männliche Tiere. Wir dürfen dies aber nicht zu stark betonen, da wir ja aus den Höhlenablagerungen gewissermaßen nur Stichproben entnommen haben. Neben der Überzahl der Bärenknochen fielen uns als Begleitfauna wenngleich wenige, so doch einige bezeichnende Reste anderer Tierarten in die Hand. Zwei Unterkiefer mit Milchzähnen gehören einem jungen Höhlenlöwen an, ein Oberarmknochen und bezahnter Unterkiefer einem erwachsenen. Vom Wolf stammen ein Schädelrest und halber Oberarmknochen. Ein Hufknochen und zwei



Backenzähne zeugen von einem ziemlich kleinen Pferd, ein paar dürrtige Knochenreste von Reh oder Hirsch und einem Nashorn. Etliche Knöchelchen weisen auf Wühlmäuse.

Aus anderen Bärenhöhlen kennt man das gleiche Verhältnis weitaus überwiegender Höhlenbären-Reste mit 95–99% der Fundstücke. Alles übrige verschwindet demgegenüber; insbesondere solche Stücke, die man als Mahlzeitreste der Bären ansprechen möchte wie Knochen von Hirsch, Reh, Rentier und Pferd. Mehr und mehr verläßt man die Vorstellung, es sei der Höhlenbär ein mächtiges und gefährliches Großraubtier gewesen. Er besitzt zwar sehr kräftige Eckzähne, aber die Backenzähne sind nicht scharf schneidend wie bei Katzen, Mardern und Hunden, sondern breit und stumpfkronig wie beim Dachs und mehr noch beim Schwein. Wenn wir einigen Ritzzeichnungen des Höhlenmenschen Naturtreue zutrauen, hat der Höhlenbär eine fast schweinsrüsselartig betonte Schnauze besessen, wozu die auffallend große Nasenöffnung im Schädel stimmen würde. Seit auch Prof. Soergel in Freiburg die bekannten zahlreichen Massenvorkommen des Höhlenbären in Mitteleuropa kritisch untersucht hat, denken wir nicht mehr an heroische Kämpfe zwischen Bär und Mensch oder Bär und Löwe, sondern an das stille Dunkel der Höhlen, in dem von einer Gruppe alljährlicher Wintergäste vielleicht alle zehn oder zwanzig Jahre ein lebensmüder alter Bär oder eine nach dem Wurf erkrankte Bärin zurückgeblieben ist.

Die Bären-Zeit der Höhle fällt als letzte Phase, seit der sich kaum etwas verändert hat, in den Ausgang der Eiszeit, den Höhepunkt der Höhlenbärenverbreitung, wie man an anderen Fundstellen hat ermitteln können. Über die Frühgeschichte der neuen Höhle weiß man noch nicht viel. Unsere Probegrabung hat ergeben, daß nur die obersten 30–40 cm der Höhlenablagerungen Knochen enthalten. In der dichten Packung von faust- bis kinderkopfgroßen gerundeten Weißjurakalkbrocken in einem gelbgrauen Lehm fanden sich nach unten zu immer spärlicher die Knochen und von 1 m Tiefe an gar nicht mehr. Bei 2 m Tiefe war der anstehende Fels des Höhlenbodens an der Stelle erreicht; eine schmale hohle Kluft, offenbar ein ehemaliger Wasserablauf, reichte noch mehrere Meter und vielleicht tiefer hinab. Gelegentlich haben sich in der Höhle einzelne Brocken und Blöcke eines sehr festen Sinterkalkes mit Bohnerzkörnern und nicht näher bestimmbaren Knochenresten gefunden; dieses Ge-

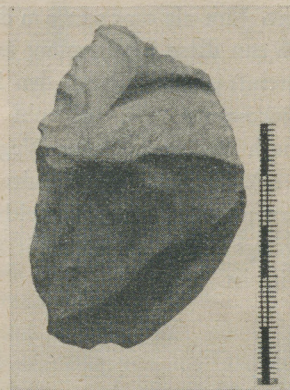
stein muß aus einer älteren Phase der Höhlenbildung, aus einer Spaltenfüllung oder einer ersten Sinterdecke, stammen. Wir kennen aus schwäbischen und fränkischen Höhlen solche Reste alter Sedimente in Höhlen; dort, wo sie erkennbare Fossilien enthielten, gehörten sie in das Altdiluvium. Wenn wir bei der Erpfinger Höhle bedenken, daß zur Zeit der Bären das Innere beinahe so aussah wie es entdeckt worden ist, daß das Alter der Bären einige zehntausend Jahre beträgt, so können wir ermessen, um wieviel älter die Höhle selbst sein muß.

Wir dürfen vermuten, daß sich unter den im ursprünglichen Zustand unberührt gelassenen Teilen des Höhlenbodens, unter den Sinterdecken der ersten und zweiten Halle mit den ausgebreiteten Bärenresten noch manches lehrreiche Stück befindet; ob es uns aber für die zu seiner Gewinnung notwendige Zerstörung des ursprünglichen Bildes entschädigen könnte? So ließen und lassen wir das Naturdenkmal bestehen. Noch einmal vermitteln uns die letzten Schritte zum künstlich gebrochenen Ausgang den Eindruck von der Formenfülle der Klüfte, Schlote und Nischen und ihres über und über schimmernden Gepräges; Tropfen auf Tropfen fällt von der Decke, und unmerklich mündet die geologische Vergangenheit in die Gegenwart.

*Richard Dehm*

### *Die Karlshöhle in vor- und frühgeschichtlicher Zeit*

Abb. 1. Quarzit-Spitze



Die in der neuen Karlshöhle angestellten Ausgrabungen haben bisher wohl zahlreiche Belege einer diluvialen Tierwelt, aber keine gesicherten menschlichen Kulturreste ergeben. Zwei Knochenfragmente, welche R. Dehm in etwa 50 m Tiefe antraf, größeren Säugetieren zugehörend, machen wohl einen recht „handlichen“ Eindruck, können aber ihre heutige Form durch mechanische Einwirkung (Abrollung) in der Schicht erhalten haben. Beachtlicher



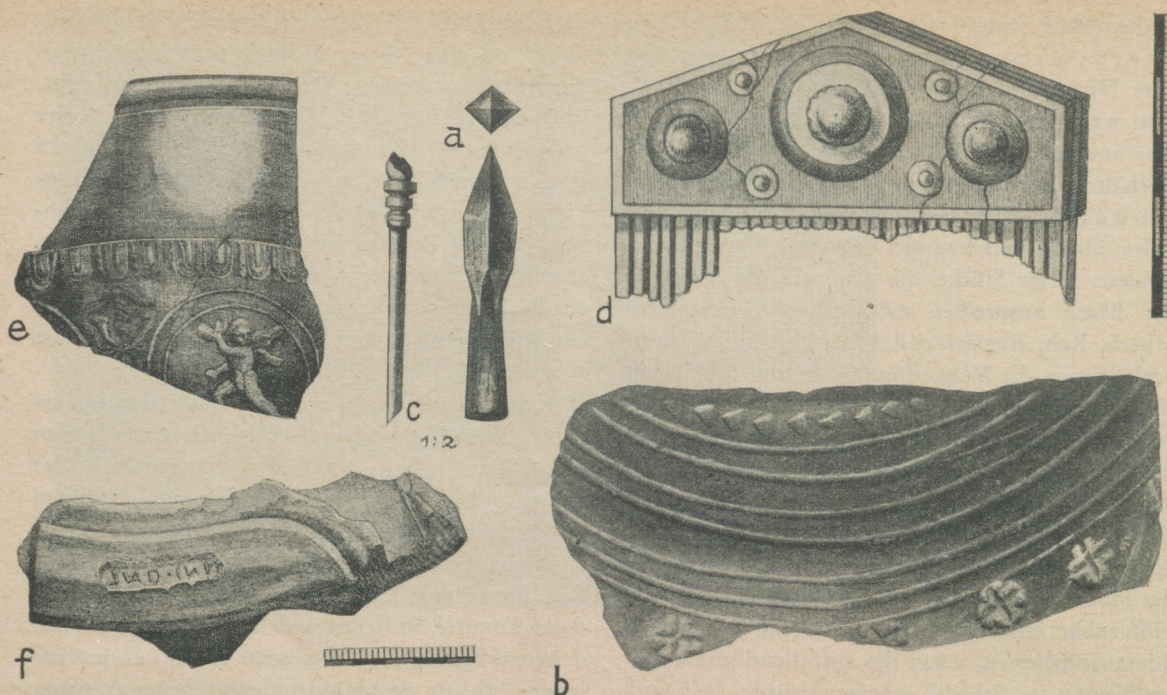


Abb. 2. Römische und mittelalterliche Fundstücke

ist schon eine 30 cm tief gefundene Spitze aus graugelbem Quarzit, die in der mit Bärenknochen dicht gepackten Schicht lag. Ihr Material ist – nach dem vorläufigen Urteil von geologischer Seite – im oberen Jura als *ortsfremd* anzusprechen (Abb. 1). Wenn diese Bestimmung zutrifft, dürfte das „Gesteinsfragment“ durch den Menschen in die Höhle gekommen sein (obwohl seine „Randretuschen“ auch auf natürlichem Wege entstanden sein können). Die eigentlichen Kulturschichten werden, wenn irgendwo, dann im Bereich des verschütteten Eingangs liegen, der aber vorläufig noch nicht zugänglich ist.

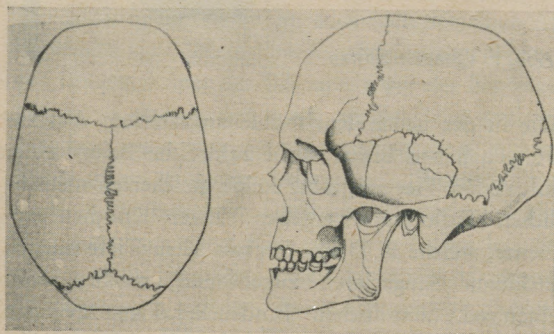


Abb. 3. Dolicho-kephaler Schädel aus Schicht III

Es lag nun nahe, in Verbindung mit der Entdeckung der neuen Karlshöhle eine Behandlung der archäologischen Funde aus der alten Höhle zu wagen und die in Tübingen und Stuttgart verstreut liegenden Objekte einmal zusammenfassend zu veröffentlichen.

Wir wenden uns im folgenden der alten Höhle zu, deren enger Zugang ebenfalls, wenn auch lange nicht so stark, blockiert war. Ihr Entdecker Fauth betrat sie bekanntlich durch einen schachtartigen Felsspalt und gelangte so von oben her in die erste große Höhlenhalle. Der Einstieg wurde durch den bekannten Steinhügel, auf den der Spalt hinabführte, bedeutend erleichtert. Über diesen merkwürdigen Hügel, der heute noch in Resten sichtbar ist, berichteten schon im Sommer 1834 Schübler und Rapp und nach ihnen zusammenfassend Rath, alle drei Naturwissenschaftler und keine Archäologen. Leider wurde dieser Hügel schon kurz nach der Entdeckung der neuen Höhle durchwühlt, zum Wegbau verwandt und wenig gründlich untersucht. Pläne und Zeichnungen liegen nicht vor. Wir wissen nur, daß er bei etwa 5 m Höhe und 12 m Breite, einem Schuttkegel gleich, an der Höhlenwand aufgeführt war. Zwischen den Steinen der Hügeloberfläche zerstreut lagen massenhaft Knochen von re-



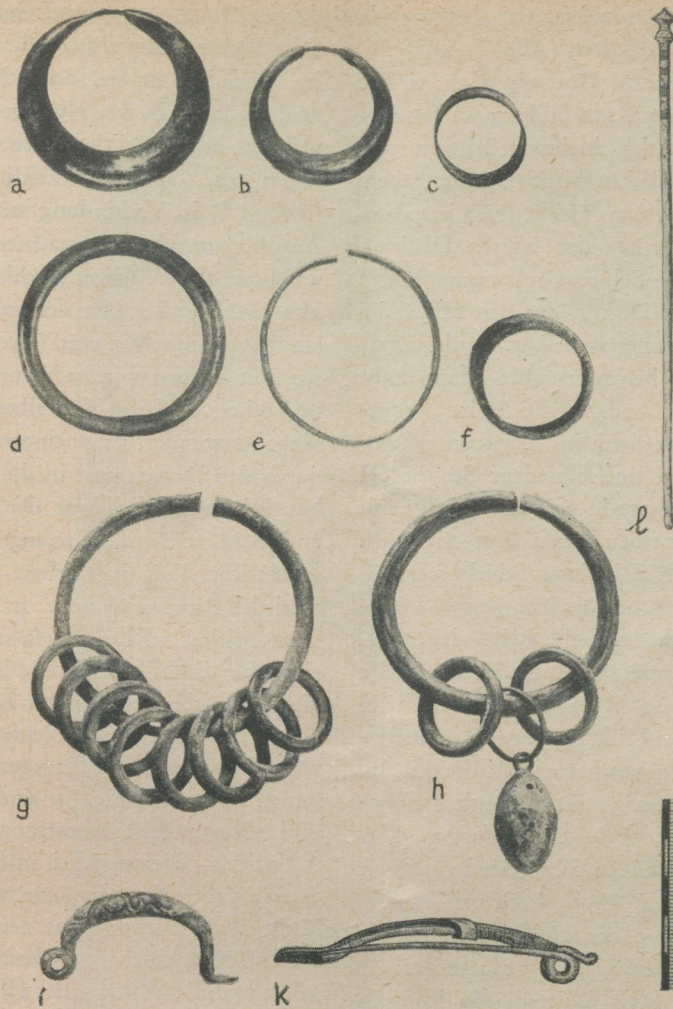


Abb. 4. Fundstücke aus der Früh-La-Tène-Zeit

zenten Säugetieren. Am Fuß der Aufschüttung wurden die Reste von rund 50 menschlichen Skeletten, vielleicht Opfer einer Seuche, beobachtet, die man offenbar durch den Spalt in die Höhle geworfen hatte. Mit diesen Oberflächenfunden vergesellschaftet fanden sich Bruchstücke spätmittelalterlicher Gefäße („Schicht I“) und Armbrustbolzen, die wohl durch angeschossene und in der Höhle verwendete Tiere hierher verschleppt wurden (Abb. 2a). Unter der Oberfläche des Hügels bis in eine Tiefe von rund 50 cm kamen weitere menschliche Reste, darunter etwa 20 Schädel, zutage. Für merowingische Bestattungen sprechen außer dem Griff eines Langschwerts, das Bruchstück eines handgearbeiteten Gefäßes mit Stempелеindrücken (Ab-

bildung 2 b) und eine leider nicht mehr erhaltene silberne Fibel in S-Form, die bei uns noch in Gräbern des 7. Jahrhunderts vorkommen kann. – Aus derselben Schicht II wurden aber auch römische Scherben „gezogen“: Bruchstücke von Rheinzaberner Sigillaten, mit Eierstab, Enoten und Kandelabern, die nach Ludovici und Knorr in die zweite Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts zu stellen sind, auf der Alb aber wohl auch noch im 2. Jahrhundert in Benützung waren (Abb. 2e). Dazu tritt das Bruchstück einer römischen Milchschüssel mit Ausguß und Stempel, ein Gefäßtypus, der sich bis ins 3. Jahrhundert hinein bei uns gehalten hat und keine feste Datierung erlaubt (Abb. 2f). Auch der von Rath abgebildete Kamm sowie eine



Bronzenadel sind eher römisch als alamannisch, leider aber nicht mehr erhalten (Abb. 2 c, d).

Offenbar erfaßte die erste Grabung auch tiefere Lagen des Hügels. Schon Rath bildet zwei Bronzeringe ab mit anhängenden kleineren Ringen und Hohlperle, die sicher hallstattzeitliches Alter haben. In dieser früheisenzeitlichen Schicht (III) hat dann Hölder in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts weitergegraben. Seine Grabungsmethoden mögen sich von denen Dorn's, der den Hügel im Jahre 1893 letztmalig untersucht hat, wenig unterschieden haben. Dorn berichtet: „Ein Mann habe ein Licht gehalten, ein anderer die Steine weggeräumt. Es sei aber alles gleich ins Rutschen gekommen.“ Die von Hölder unterschiedene Schicht III enthielt zahlreiche Skelette in gestreckter Lage mit „Holzkohlen und Scherben grafitierter Gefäße“. Hölder konnte 15 Schädel dieser Schicht vermessen. Sie waren überwiegend „dolicho-kephal“ (Abbild. 3) und lassen sich durch die Beifunde, Segelohrringe in verschiedenen Größen, Hohllarmreife und Fingerringe (Abb. 4 a–h), in die letzte Phase der Früheisenzeit und in die Früh-La-Tène-Zeit einweisen. Zwei bisher kaum beachtete keltische Fibeln, eine Früh-La-Tène-Form aus Bronze mit rankenverziertem Bügel aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. (Abb. 4 i), und eine Mittel-La-Tène-Fibel aus Eisen (2. Jahrhundert v. Chr.) (Abb. 4 k), machen es wahrscheinlich, daß man die Höhle auch in der La-Tène-Zeit als Bestattungsplatz benutzt hat. Unter der Schicht III fand sich nach Hölder noch eine „innerste“ Schicht IV, ebenfalls mit langschä-

deligen Bestattungen und Gefäßresten, deren zeitliche Bestimmung nicht mehr einwandfrei möglich ist. Vielleicht ist sie identisch mit den Bestattungen, die Dorn in den Nischen der Höhlenwand beobachtet hat. Möglicherweise wäre mit diesen Skeletten die spätbronzezeitliche Vasenkopfnadel (Abb. 4 l) in Verbindung zu bringen.

Aus den vorstehend gemachten Ausführungen kann wohl mit aller Vorsicht geschlossen werden, daß die alte Höhle sicher von der späten Hallstattzeit ab ein Bestattungsplatz war. (Grottenbestattungen dieser Zeit kennen wir auch aus den kleinen Höhlen im Locherstein beim Traifelberg). Es ist nicht unbedingt notwendig, anzunehmen, daß man die Toten durch den Deckenspalt in die Höhle herabgelassen hat. Wahrscheinlich war der schwach verschüttete und 1834 geräumte Eingang der Höhle in vorgeschichtlicher Zeit noch offen. – Römische und spätkeltische Reste sind auch in anderen Albhöhlen keine Seltenheit. Der Verfasser konnte dies früher schon für die Nikolaushöhle bei Veringenstadt, für die Höhle bei Stetten unter Holstein und für zwei versteckte Grotten bei Neufra nachweisen. Merkwürdig berühren uns dagegen die merowingischen Funde aus der Höhle. Sie sind zwar gesichert, doch sind alamannische Bestattungen in Höhlen ungewöhnlich. – Die angeblich in der Karlshöhle gefundene attische Kupfermünze wird von Gößler mit Recht als „Fälschung aus neuerer Zeit“ angesprochen. (Sie erschien bezeichnenderweise erst zwölf Jahre nach Entdeckung der Höhle in der Literatur.) Nach den Beobachtungen von Hölder und Dorn scheint der Mensch auch in das Innere der alten Höhle vorgedrungen zu sein. Am Eingang zur zweiten Halle wird eine von Steinplatten umgebene Feuerstelle beschrieben mit Holzkohle, Knochen und vorgeschichtlichen Scherben, die unter einer Sinterschicht lagen. – Von besonderem Interesse sind schließlich drei Silexgeräte aus der Karlshöhle, die im Reutlinger Heimatmuseum aufbewahrt werden. Es handelt sich um Feuersteinklingen, die möglicherweise spätpaläolithisches Alter haben (Schmal-klingenkultur III) (Abb. 5). (Die Stücke wurden, nach freundlicher Mitteilung von Konrektor Haag-Reutlingen, von Dorn in einer tieferen Schicht des Hügels gefunden.) Sie stellen bis heute die einzige Hinterlassenschaft des altsteinzeitlichen Menschen in der alten Höhle dar. Ob zur Zeit jener „Rentierjäger“ der Höhlenbär auf der Alb noch lebte, ist, trotz des positiven Befunds im Sirgenstein, noch ungewiß.

A. Rieth

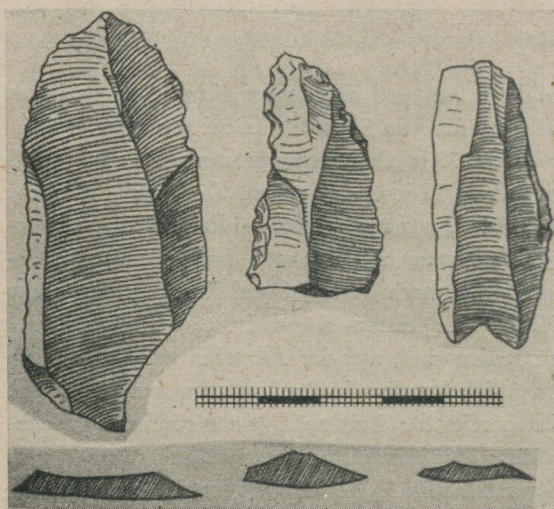


Abb. 5. Feuersteinklingen



Melchior Binder,  
ein oberschwä-  
bischer Bildhauer  
der Zeit der  
Gegenreformation

*Von Georg Weise*

Aufnahmen von Dr. H. Hell

Abb. 1. Selbdritt-Gruppe  
in der Pfarrkirche Ostrach



Als die Periode der Gegenreformation pflegen wir die Zeit von etwa der Mitte des 16. Jahrhunderts, vom Tridentiner Konzil, bis zum Beginn des 17. zu bezeichnen. Daß diese Periode bereits einen erheblichen künstlerischen Aufschwung brachte, der unter dem Einfluß der kirchlichen Erneuerungsbewegung stand und sich bis in die Anfänge des Dreißigjährigen Krieges fortsetzte, ist von der kunstgeschichtlichen Forschung noch nicht in vollem Maße zur Kenntnis gebracht worden. Gerade auch bei uns in Schwaben ist in dieser Hinsicht noch wichtige Arbeit zu leisten, die das künstlerische Schaffen jener Periode in seinem ganzen Umfang

und zugleich in seiner Bedeutung für den sich vorbereitenden Barock aufzuhellen hätte.

In der Bodenseegegend sind Hans Morinck, der in Konstanz tätig war, und der nach Überlingen zugewanderte Jörg Zürn, der aus einer in Waldsee ansässigen Künstlerfamilie stammte, als zwei der namhaftesten deutschen Bildhauer der Zeit um 1600 bekannt. Während bei Morinck, dessen Einfluß in einer zahlreichen, bis in das Hohenzollerische tätigen Gefolgschaft fortgewirkt hat, die von Michelangelo und seinen Nachfolgern kommende italienische Stilrichtung noch überwiegt, hat sich in dem Schaffen Zürns, vor allem in dem 1613





Abb. 2. Muttergottes in der Stadtpfarrkirche Riedlingen

bis 1634 entstandenen Hochaltar des Überlinger Münsters, die bildnerische Tätigkeit des werdenden deutschen Barock bereits zu einem ersten Höhepunkt künstlerischer Reife und formaler Selbständigkeit erhoben. Nördliche Einflüsse, aus den Niederlanden und aus der einheimischen Tradition der Spätgotik kommend, haben sich mit den italienischen, klassisch-heroischen Stilelementen verbunden und zu einer stärker mit realistischer Ausdruckskraft und volkstümlicher Anschaulichkeit durchsetzten Formensprache geführt, in der zugleich aber auch die alte nordische Freude an linearer Eigenwilligkeit und flimmernder Bewe-

gung erneut Bedeutung gewinnt. In engerer Verbundenheit mit der künstlerischen Überlieferung der Spätgotik schien die Auseinandersetzung mit der Renaissance schon in dieser Periode der Gegenreformation zu einem bedeutenden Aufschwung des bildnerischen Schaffens und zu einem ersten Durchbruch barocker Tendenzen führen zu wollen, deren weitere Entfaltung allerdings durch die kulturelle Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges verhindert wurde.

Mehr und mehr hat in der jüngsten Zeit die kunstgeschichtliche Forschung das Bild der Tätigkeit jener Frühperiode bereichert und hat sie begonnen, diese selbst in ihrer ganzen Bedeutung und in der Mannigfaltigkeit der nebeneinander wirkenden Richtungen ans Licht zu stellen. Neben Jörg Zürn, der sich in Überlingen niederließ, sind seine Brüder Martin und Michael getreten, die anfangs in der väterlichen Werkstatt in Waldsee verblieben und später nach Wasserburg am Inn abwanderten. Im wesentlichen die Bodenseegegend und den württembergischen Teil des Allgäus haben die Zürn mit ihrer bildnerischen Tätigkeit beherrscht. In Bayrisch-Schwaben weiß man von Christian Rodt, dem Meister des 1604 entstandenen Hochaltars der Pfarrkirche zu Illertissen, und hat vor allem Augsburg eine entscheidende Rolle in der Plastik der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg gespielt. Aber auch das württembergische Donautal, von Sigmaringen bis in die Gegend um Ulm, ist an jener Blüte des künstlerischen Schaffens beteiligt. Je mehr die Forschung eine Übersicht über die Menge der Bildwerke gewinnt, die sich tatsächlich aus jener Periode erhalten haben, um so mehr muß sie mit Erstaunen die Höhe und Selbständigkeit zahlreicher Arbeiten sowie den Umfang und die Mannigfaltigkeit des künstlerischen Wirkens feststellen, das gegen Ende des 16. Jahrhunderts eingesetzt hat. Die Stadt Ehingen, die zu den vorderösterreichischen Gebiets teilen im oberen Donautal gehörte, erscheint dabei als eine der wichtigeren Stätten der von der Gegenreformation getragenen künstlerischen Betätigung. In Ehingen hat sich im Jahre 1606 der Bildhauer Melchior Binder niedergelassen, dessen Tätigkeit bis dahin im wesentlichen im Dienste des Klosters Salem gestanden hatte. In einer vor kurzem beendeten Dissertation hat H. Hell die Verbindung zwischen den bereits bekannten Anfängen des Künstlers in Salem und dem späteren Wirken in Ehingen hergestellt, und unsere Kenntnis der künstlerischen Entwicklung Binders und der Tätigkeit seiner Werkstatt durch neue urkundliche Feststel-



lungen sowie durch den Nachweis zahlreicher bisher nicht bekannter Arbeiten bereichert. Etwa um die Mitte des 16. Jahrhunderts muß Binder geboren sein. Das als seine Heimat überlieferte „Hundersingen“ läßt sich nicht eindeutig bestimmen, da es drei, noch dazu in naher Nachbarschaft gelegene Orte dieses Namens, in den Kreisen Saulgau, Ehingen und Münsingen, gibt; doch kann das in der Nähe von Riedlingen gelegene Hundersingen, auf Grund bestimmter Umstände des weiteren Lebensverlaufes des Künstlers, wohl die meiste Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen.

1588 tritt Binder in Salem auf. Mit der Ausführung des Chorgestühls der Klosterkirche wird ihm dort sogleich ein bedeutenderer Auftrag erteilt, aus dem das Ansehen hervorgeht, das er sich bereits als Bildhauer erworben haben muß. Aus hundert Sitzen mit reichem plastischem Schmuck bestehend ist das Salemer Gestühl, von dem sich nur kleinere Partien erhalten haben, eines der bedeutendsten Werke jener Art gewesen. Zu seiner Ausführung, die 1593 beendet war, hat Binder 1589 noch fünf neue Gesellen in seine Werkstatt aufgenommen. In phantasievollster Weise verbindet der Aufbau des Gestühls das Fortleben spätgotischer linearer Bewegtheit und Formverflechtung mit den neuen dekorativen Elementen der Renaissance. Die figürliche Plastik kommt vor allem in den reliefartig gearbeiteten Büsten von Aposteln und Heiligen (vgl. Abb. 4) zur Geltung, die die Rückwand der oberen Stuhlreihe schmücken, und von denen sich, außer der in Salem vorhandenen Folge, noch einige zwanzig weitere Halbfiguren in badischen Schlössern erhalten haben. Binders persönliche bildnerische Leistung ist nach Ausweis der Rechnungen, die den Anteil des Schreiners von demjenigen des Bildhauers genau trennen, in diesen plastischen Arbeiten zu erblicken. Bei einer für jene Zeit sehr beachtlichen Höhe des Könnens, des Formempfindens und der Fähigkeit seelischer Charakterisierung lassen sie zugleich die Vereinigung der von der Renaissance gebrachten idealen Typen und gesteigerten Auffassung der Persönlichkeit mit dem Fortwirken spätgotischer linearer Schärfe und kleinteiliger, abstrakt-dekorativer Interpretation der Gewandung erkennen. Ein Stilwandel scheint sich innerhalb der Reihe jener Büsten beobachten zu lassen, der auf die Beeinflussung durch die italienisierende Richtung Morincks deutet und die Besonderheiten der Formensprache begründet, die für das weitere Wirken Binders und der von ihm geleiteten Werkstatt bezeichnend bleiben sollten.



Abb. 3. Johannes vom Auferstehungsaltar in Ehingen

Binder hat sich während seiner Tätigkeit für das Kloster Salem in Ostrach niedergelassen, das mit den umliegenden Dörfern zum Salemer Klosterbesitz gehörte. Eine ganze Reihe von Aufträgen ist uns aus dieser Periode urkundlich überliefert: nur lassen sich leider, wie so häufig, die urkundlichen Nachrichten nicht mit den erhaltenen Werken zusammenbringen. Dagegen erlaubt die Stilkritik, an das Salemer Chorgestühl eine Anzahl teils ebenbürtiger, teils wenigstens zum Umkreis der Werkstatt gehörender plastischer Arbeiten anzuschließen, die in jener Gegend auf uns gekommen sind. An erster Stelle wäre in der Pfarrkirche zu Ostrach





Abb. 4. Büste vom Chorgestühl der Klosterkirche Salem

das Relief einer Gruppe der Selbtritt (Abb. 1) zu nennen, das mit einem 1595 gelieferten Altar zu identifizieren sein könnte und das jedenfalls in der plastischen Behandlung und in der Gewandinterpretation die charakteristischen Eigentümlichkeiten Binders zeigt. Der Allerheiligenaltar in Kappel (Hohenzollern) sowie Einzelfiguren in Kalkreute, die aus Ostrach stammen, und in Burgweiler gehören gleichfalls jener Periode an. Nächste dem Ostracher Relief wohl die bedeutendste Arbeit ist eine stehende Muttergottes (um 1602–04 ?) der Stadtpfarrkirche zu Riedlingen (Abb. 2), die aus dem von Salem abhängigen Kloster der Cistercienserinnen in Heiligkreuztal stammt. Die Verbindung spätgotischer Scharfschnittigkeit und abstrakt-linearer Ausdeutung der Gewandung mit der von der Gegenreformation erstrebten hoheitsvolleren, triumphalen Auffassung läßt sie in bezeichnender Weise erkennen.

Eine Verlegung seines Wirkungskreises trat ein, als Binder sich 1606 in Ehingen niederließ, wohin ihn anscheinend der Auftrag eines geschnitzten Altars für die Stadtpfarrkirche geführt hat. Doch hat er auch von dort aus noch Arbeiten für Salem geschaffen, so einen nicht mehr erhaltenen Altar für die Wallfahrtskirche in Neu-Birna, den er 1615

fertigstellte. Im gleichen Jahre ist er in Ehingen gestorben. Sein Sohn Zacharias Binder setzte die väterliche Werkstatt fort und ist als Bildhauer wie als Maler hervorgetreten. An wichtigeren plastischen Arbeiten sind für ihn der 1631 verdingte Hochaltar der Klosterkirche in Weissenau sowie die Folge der Apostelstatuen (1630) im Mittelschiff der Kirche zu Salem gesichert. Je ein Altar für die Spitalkirche in Ehingen (1638) und für die dortige Liebfrauenkirche (1644) sind überdies als Werk dieses bisher noch nicht erforschten Bildhauers bezeugt, der erst 1673 in Ehingen starb.

Als das früheste Werk, das der Vater für Ehingen schuf, den 1606 für die Stadtpfarrkirche gelieferten Altaraufsatz, hat die Arbeit von H. Hell mit guten Gründen den sogenannten „Auferstehungsaltar“ in der westlichsten Kapelle der Nordseite des Langhauses wahrscheinlich zu machen vermocht, an dem allerdings die in der unteren Nische angebrachte spätgotische Beweinungsgruppe erst nachträglich eingesetzt worden sein muß. Der Hauptbestandteil des Skulpturenschmuckes, der in der oberen Nische aufgestellte Schmerzensmann mit den Begleitfiguren der trauernden Maria und des Jüngers Johannes (Abb. 3), zeigt deutlich die charakteristischen Besonderheiten der Formsprache Binders und kann auch hinsichtlich der Qualität als eine seiner besten Arbeiten gelten. Ein durch die fortgeschrittenere Stilentwicklung bedingter Unterschied ist gegenüber den früheren Werken in der großzügigeren, vereinfachten Behandlung der Gewandung festzustellen, die sich mit der vermehrten Betonung heroischer Haltung und repräsentativer Würde verbindet. Von einer mehr klassischen Gesinnung ließe sich sprechen. Als Arbeiten der Werkstatt können in der unmittelbaren Umgebung von Ehingen der Altar der Kapelle in Tiefenhülen (um 1608) und derjenige der Kapelle zu Stetten an den Auferstehungsaltar der Stadtpfarrkirche in Ehingen angereicht werden. Mit den engen stilistischen Beziehungen geht die Tatsache zusammen, daß beide Orte zu dem Besitz des Klosters Salem gehörten.

Doch in Ehingen selbst sind noch weitere wichtige Schöpfungen aus der späteren Schaffensperiode Binders zu finden. Mit dem Todesjahr des Künstlers (1615) fällt die inschriftliche Datierung des Verkündigungsaltars zusammen, der in der Ehinger Stadtpfarrkirche nördlich neben dem Choreingang steht. Keppler hat diesen Altar seinerzeit als „den schönsten Nebenaltar deutscher Spätrenaissance in unseren Landen“ bezeichnet. Sowohl die in der



Mittelnische angebrachte Gruppe der Verkündigung wie die unter den seitlichen Arkaturen und im oberen Aufsatz aufgestellten Statuen lassen in den Köpfen, dem statuarischen Aufbau und in der Wiedergabe der Gewandung den engsten Zusammenhang mit den Stilgewohnheiten Binders erkennen, wie sie an den früheren Werken in die Erscheinung treten. Nur die klassische Tendenz hat sich noch mehr verstärkt. Die Körper sind gedrungener und untersetzter, die Bewegungen lässiger und natürlicher, die Faltenzüge der Gewandung, bei allem Festhalten an den gleichen charakteristischen Motiven, weicher, lockerer und zufälliger geworden. Im Gegensatz zu der sich bei Zürn immer mehr zu einem Barock zuspitzenden Entwicklung hat in dem Spätstadium Binders die klassische Komponente eine Verstärkung erfahren. Die anfänglich auf das Fortwirken der einheimischen Überlieferung der Spätgotikweisenden Züge sind dabei mehr und mehr zurückgetreten und einer flüssigeren, klareren, organisch-gelösten Formgebung gewichen.

Auch der als Gegenstück zu dem Verkündigungsalter auf der anderen Seite des Choreingangs in der Ehinger Stadtpfarrkirche aufgestellte Altar, der im Mittelfeld die Krönung Mariä zeigt, muß von Binder in den nämlichen Jahren kurz vor seinem Tode geschaffen worden sein. Angesichts der engsten Übereinstimmung im Aufbau und orna-

mental Detail ebenso wie in allen Einzelheiten des plastischen Stils kann die an dem Altar angebrachte Inschrift, die als Stiftungsjahr 1706 nennt, nur auf eine spätere Erneuerung und abermalige Konsekrierung gedeutet werden.

Nur auf diejenigen Arbeiten, die dem persönlichen Schaffensbereich Binders angehören und die uns als charakteristische Marksteine den Gang seiner Stilentwicklung zu veranschaulichen vermögen, ist hier eingegangen worden. Den Einfluß seiner Werkstatt können in Heiligkreuztal und an anderen Orten des Donaugebietes, bis nach Ulm hin, noch zahlreiche Schöpfungen der Plastik, von höherem wie von geringerem Rang, belegen. Auch ein Werk wie der Grabstein des Abtes Johann Heß (1614 †), der heute im Kapitelsaal zu Obermarchtal aufgestellt ist, muß zu ihnen gerechnet werden, ja dürfte Binder selbst zuzuschreiben sein. Ein reiches bildnerisches Schaffen und eine künstlerische Richtung, die sich sowohl von der Tätigkeit der Zürn in Waldsee und am Bodensee wie von den in Bayrisch-Schwaben wirkenden Meistern deutlich unterscheidet, lassen sich mit der urkundlichen Überlieferung über unseren Künstler verbinden. Sie vervollständigen das Bild des von der Gegenreformation getragenen Aufschwungs, der sich allenthalben in den katholischen Teilen Schwabens beobachten läßt und der bis in die Anfangszeiten des Dreißigjährigen Krieges seine Fortsetzung fand.

## Frühe italienische Tafelmalerei

*Ansprache von Kultminister Theodor Bäuerle bei der Eröffnung der Ausstellung des Stuttgarter Galerievereins in der Württ. Staatsgalerie am 13. Mai 1950*

Indem ich diese schöne und intime Ausstellung eröffne, sage ich zugleich allen denen, die sich darum bemühten und die uns Bilder zur Verfügung stellten, vor allem Herrn Baron von Preuschen, meinen aufrichtigen und herzlichen Dank.

Über die Bedeutung dieser Ausstellung werden Sie von berufenerer Seite und aus dem reichhaltigen Katalog Näheres erfahren. Ich möchte aber einige Worte über das Thema dieser Ausstellung sagen. Es sind mittelalterliche italienische Tafelbilder, die Sie hier sehen. Die Bilder stammen aus einer Zeit, die uns nicht nur zeitlich ferne liegt. Nichts von all dem, was unserer Zeit ihr Gepräge gibt, war damals vorhanden. Es gab weder Eisenbahn noch Straßenbahn, weder Gas noch Elektrizität, weder Radio noch Film, weder Auto noch Flugzeug.

Aber zwei Dinge gab es, die unabhängig von den Zeiten sind: den Menschen und den Wurzelgrund des Lebens:

das Heilige, d. h. den Menschen im Angesicht des Heiligen, den Menschen, der den Sinn und die Erfüllung seines Lebens sucht, der sein Leid und seine Sehnsucht trug wie wir heutigen Menschen, und der aus den Wirrnissen und der Unrast des Lebens Trost, Kraft, Erhebung, Lebensmut, Frieden und Freude bei den großen Gestalten und Ereignissen seines – und unseres – Glaubens suchte und fand.

Hier war noch eine lebendige und alles durchdringende Mitte des Lebens, ein Bezugspunkt, auf den hin das ganze Leben orientiert war.

Wir leben in einer säkularisierten Welt. Die einzelnen Lebensgebiete – einschließlich der Kunst, haben sich von diesem Lebensgrunde losgelöst: sie leben „aus sich selbst“ und „um ihrer selbst willen“. Der „l'art pour l'art“-Standpunkt beherrscht – wenn auch theoretisch überwunden – unser Leben. Darum sind wir so unglücklich. Denn nicht die Kunst – so wenig wie die Wirtschaft und die Politik oder die Kultur – ist der Sinn des Lebens, sondern der Mensch, der zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen in den entscheidenden Fragen derselbe ist.

Es sind italienische Tafelbilder, die wir hier vor uns haben. Wir sollten nie vergessen, was wir, gerade





Giovanni dal  
Ponte (1385-1437),  
Kreuzlegende

wir Deutsche, diesem Volke und seiner reichen Kultur, vor allem auf dem Gebiete der Kunst, verdanken. Darüber hinaus sollten wir uns immer wieder daran erinnern, daß die Menschheit eine große Schicksalsgemeinschaft ist, die gebend und nehmend verbunden ist und aus der man kein Glied weder ignorieren noch ausschließen kann. Wann wird die Welt – und wann werden wir, die wir durch eine verbrecherische Führung uns lange Zeit selbst ausgeschlossen haben und uns nun mühsam in diese Gemeinschaft wieder einfügen wollen und müssen, wann werden wir dies lernen und in die Lebenspraxis umsetzen? Anders gibt es keinen Frieden, weder bei uns noch in der Welt.

Neid und Überheblichkeit sind noch immer die bösen Kräfte des Unfriedens gewesen. Daran wollen wir uns gerade bei dieser Ausstellung erinnern.

Lassen Sie mich noch ein letztes Wort sagen, das mir sehr am Herzen liegt: Es ist die Frage nach dem Bildungswert der Kunst. Es hat nicht viel Wert, den leider sehr überhand nehmenden Schmutz und Schund durch Polizeimaßnahmen zu bekämpfen, so nötig solche Maßnahmen zur Bekämpfung schlimmster Auswüchse und öffentlichen Argernisses sein mögen.

Das Positive aber ist wichtiger: Die Erziehung zum guten Geschmack durch Einführung der Jugend und der Erwachsenen in die Welt des Schönen, Edlen und Guten. Hierin ist viel versäumt worden. Die Welt des Intellekts und der Technik hat das Musische vernachlässigt. Wir müssen dies ändern; denn der Mensch lebt weder vom Brot allein, noch allein aus dem Verstand; was nützt ihm das alles, wenn sein Gemüt verkümmert und seine Seele verdurstet?

## *Frühe italienische Tafelmalerei*

*Von Robert Oertel*

Der Maler Adolf von Stürler, dessen Sammlung alt-italienischer Bilder im Mittelpunkt der Ausstellung steht, war ein Schüler des Franzosen Ingres. Wir kennen Ingres als glühenden Bewunderer Raffaels. Das Evangelium, das er seinen Schülern predigte, hieß „Raffael“ und immer von neuem „Raffael“. Aber auch von Ingres ist überliefert, daß er auf seinem letzten Krankenlager eine Wiedergabe von Giottos Fresko der Beweinung Christi aus Padua nachgezeichnet hat. Ingres und Giotto – für uns eine ungewohnte, überraschende Zusammenstellung. Aber die beiden Namen bezeichnen Anfang und Ende einer großartigen Tradition, die mehr als ein halbes Jahrtausend überdauert hat. Mit Giotto beginnt die große europäische Malerei. Ingres, der Klassizist, steht an dem Punkt, an dem die verpflichtende Kraft dieser Tradition sich aufzulösen beginnt. Mochte er Raffael beschwören oder bis zu Giotto selbst zurückkehren – das einmal Verlorene war nicht wieder zum Leben zu erwecken.

Für uns aber bleibt das späte Bekenntnis des Franzosen Ingres zu der monumentalen Freskokunst Giottos denkwürdig als ein frühzeitiges Zeugnis für die Wandlung, die die Bewertung der alten italienischen Malerei in den letzten 100 Jahren durchgemacht hat. Auch wir würden auf die Frage, was unserem Herzen am nächsten steht, wohl kaum mehr die Antwort geben: „Raffael“. Auch nicht mehr – wie unsere Väter und Großväter – die Antwort „Boticelli“ und „Fra Angelico“. Unsere Liebe



gehört den Künstlern der Frühzeit – den Freskomalern von Assisi und aus dem Campo Santo zu Pisa, sie gehört Duccio und Giotto und ihren unmittelbaren Nachfolgern.

Ihre Kunst steht in der Durchdringungszone zweier Weltepochen, sie ist alt und jung zugleich. Es wäre sinnlos, zu fragen, ob sie „noch“ dem Mittelalter oder „schon“ der Neuzeit angehört. Sie wurzelt noch fest in der mittelalterlichen Vorstellungswelt, und sie enthält doch zugleich auch schon die Keime für die herrliche Entfaltung der europäischen Malerei, die in der Hochrenaissance und im 17. Jahrhundert ihre Gipfelhöhen erreicht hat.

Bekanntlich hat das Renaissance-Zeitalter selbst in Giotto – und nicht etwa erst in Masaccio und seinen Zeitgenossen – den eigentlichen Erneuerer der Malerei verehrt. Und wirklich kennen wir kaum ein zweites Beispiel für eine gleich mächtige, gleich umfassende traditionsbildende Wirkung, die von einer einzigen Künstlerpersönlichkeit ausgegangen wäre, so wie es bei Giotto der Fall gewesen ist. Einzig Phidias ist ihm hierin vielleicht vergleichbar.

Ohne die Dinge allzusehr zu vereinfachen, kann man sagen, daß die gesamte italienische Malerei des Trecento mehr oder weniger von Giotto geprägt und angeregt worden ist. Er hat den Italienern das künstlerische Idiom geschaffen, mit dem sie bald schon die Lehrmeister von ganz Europa werden sollten. Seine stilschöpferische Leistung gleicht der sprachschöpferischen Tat Dantes, der seinem Volke erst die eigene Sprache geschenkt hat. Giotto und Dante waren – fast aufs Jahr genau – Generationsgenossen, und beide waren Toskaner und Söhne der Stadt Florenz. Beiden eignet die hellläufige Klarheit und die plastisch-bildnerische Gestaltungskraft, die alle Schöpfungen des florentinischen Geistes auszeichnet. Wie Dante, so griff auch Giotto auf den ganzen, vielschichtigen Reichtum der mittelalterlichen Tradition zurück. Seine Kunst kommt keineswegs aus dem Nichts. Es ist in Deutschland wenig bekannt, daß Italien schon vor Giottos Auftreten im besonderen Sinne das Land der Malerei gewesen ist. Noch heute gibt es viele hundert von italienischen Tafelbildern – nicht etwa nur Fresken – aus dem 13., ja schon aus dem 12. Jahrhundert. Besonders auffallend und charakteristisch ist dabei die große Zahl der auf Holz gemalten Kruzifixe. Also auch das, was für die Kunst des Nordens im Mittelalter das plastische Thema schlechthin gewesen ist – der Leib des Gekreuzigten – war für die Italiener von Anbeginn ein Thema der Malerei.

Aber alle diese italienischen Bildtafeln des 13. Jahrhunderts – des Dugento – tragen noch byzantinische Züge. Italien war damals nicht viel mehr als eine Provinz der alten, traditionsbeladenen Hauptstadt des oströmischen Reiches. Der Sieneser Duccio hat noch manches von der schwermütigen Schönheit dieser östlichen Kunst in seinen neuen, um 1300 geschaffenen Stil mit

herübergerettet. Giotto aber, der Florentiner, machte damit ein für allemal ein Ende. Seine Malerei hat nichts Müdes oder Spätes mehr – in ihr ist alles jugendlich und neu. In Giottos künstlerischer Welt atmen wir die Luft der Frühe, spüren wir noch heute die überwältigende Kraft des schöpferischen Beginns. Seinen Zeitgenossen erschien seine Malerei wie die Entdeckung der Wirklichkeit selbst. Und in der Tat ist sie reich an menschlich lebendigen, noch niemals zuvor von einem Maler ersauten Zügen. Zugleich aber ist diese Kunst monumental, durchdrungen vom Geiste der Architektur, in der sie ihre Heimat hatte. Noch in den bescheidensten, handwerklich schlichten Malereien der spätesten Giotto-Nachfolger spürt man die Herkunft ihres Stils aus der monumentalen Sphäre. Der Goldgrund, von dem sich die Figuren dieser Bilder abheben, entstammt denselben Voraussetzungen: wir begegnen ihm zuerst in dem entrückten Schimmer mosaikbedeckter Wände und im feierlichen Halbdunkel steinerner Kirchenräume. Die Monumentalität, die uns auch in den Bildern unserer Ausstellung so bezwingend entgegentritt, ist das eigentliche Geheimnis dieser Kunst. Sie ist nicht eine Frage des äußeren Maßstabs. Denn sie eignet ja auch noch den kleinsten, auf Holz gemalten Täfelchen, den für die häusliche Andacht bestimmten Madonnenbildern, den zierlichen, zum Teil miniaturhaft feinen Triptychen. Auch die Fresken Giottos in der Arenakapelle in Padua sind im Original überraschend klein. Ihre Figuren erreichen kaum zwei Drittel Lebensgröße. Ihre Größe ist von innerer Art. Sie beruht auf ihrer geheimen Verwandtschaft mit der sakralen Architektur, auf der Tektonik ihres formalen Aufbaus, auf der Einfachheit ihrer Formensprache. Wie aus rechteckigen Blöcken sind die Figuren Giottos aufgebaut, ihre Umrisse sind streng geschlossen, ihre Gesten sparsam und verhalten bis zur Kargheit.

Was uns Heutige an diesen Bildern so unmittelbar packt und ergreift, sind ihre abstrakten, oder besser gesagt absoluten Formwerte. Auch wir sind ja wieder auf der Suche nach den Grundelementen alles bildnerischen Gestaltens. In der frühen italienischen Malerei sind sie in strenger Reinheit verwirklicht. Aber zugleich ist diese Kunst „innerlich voller Figur“ (um es mit den Worten unseres Albrecht Dürer auszudrücken) – die menschliche Gestalt ist ihr bevorzugtes, ja fast ausschließliches Thema. In dieser Hinsicht ist die italienische Malerei die legitime Erbin der Kunst der klassischen Antike. Das mag überraschend klingen angesichts dieser Malerei, die noch so fest in der geistigen Welt des Mittelalters wurzelt und in ihrer Thematik ausschließlich kirchlichen Charakters ist. Aber auch in ihr, und gerade in ihr bewährt sich die alte Kraft und Konkretheit des südlichen Formgefühls. Und in dieser Anschauungskraft und plastischen, figürlichen Bestimmtheit der frühen italienischen Kunst liegt wohl auch ihr ganz eigener und unverwechselbarer Klang, der noch heute so eindringlich zu uns spricht.



## Aus Oberschwäbischen Adelsarchiven

Durch die Säkularisation und Mediatisierung zu Beginn des 19. Jahrhunderts und durch die Zentralisationsbestrebungen von Reichs- und Landesregierungen seit 1870 wurden viele Privatarchive aus oberschwäbischen Klöstern, Städten und Schlössern, in denen sie im Laufe der Jahrhunderte organisch gewachsen waren, ganz oder teilweise weggenommen. Während die einst reichen und mit herrlichen Barockkirchen gezierten Abteien von Weingarten, Weissenau, Schussenried, Ochsenhausen, Rot und viele andere alle alten Archivalien und prachtvollen Handschriften verloren haben, besitzen noch die ehemaligen Reichsstädte Ulm, Ravensburg, Wangen, Isny, Lindau, Leutkirch und andere ihre alten Ratsurkunden, Stadt- und Protokollbücher, aus denen die Sorge der Bürger um das Wohl ihrer Civitas spricht. Auch manche Gemeinden, z. B. Eglofs mit seinen mittelalterlichen Kaiserurkunden, und Pfarreien des Oberlandes, wie z. B. Urlau, verfügen noch über größere Urkunden- und Aktenbestände. Ebenso liegen noch in Schloß Zeil, Wolfegg, Sigmaringen, Königseggwald, Warthausen und anderen Schlössern und Herrenhäusern Oberschwabens wertvolle Archive.

Das Fürstl. Waldburg-Zeil'sche Gesamtarchiv setzt sich zusammen aus den fünf selbständigen Archiven der Herr- bzw. Grafschaften Kißlegg, Ratzenried, Trauchburg, Wurzach und Zeil. In unermüdlicher Kleinarbeit wurden seit Jahren die umfangreichen Bestände des Kißlegger Archives geordnet und inventarisiert. Über 5700 ausführliche Urkundenregesten konnten gefertigt und die reichen Aktenbestände genau aufgenommen werden. Die große Masse des Materials entstammt der ehemaligen Herrschaft Kißlegg selbst. In das Kißlegger eingebettet bietet das Archiv der Herren von Baumgarten eine ausgiebige Fundgrube für die Wirtschaftsgeschichte und die kleineren Bestände des 1619 gegründeten Hospitals Bärenweiler geben einen anschaulichen Einblick in die Verwaltung dieser Stiftung. Die Ordnung des Ratzenrieder Archives steht vor dem Abschluß. Seine Urkunden sind bereits registriert. Es enthält die Archivalien der Herrschaft und Herren von Ratzenried, St. Gallische Lehenurkunden und Akten über die Reichenau, den bischöflich Konstanzischen Hof in Meersburg und die Reichsritterschaft Allgäu-Bodensee-Hegau. Das Trauchburger Archiv bietet viel ergänzendes Material über Stadt und Kloster Isny, über das Rittergut Neideck und die Reichsvogtei Eisenharz. Im Zeiler Archiv liegen die Archivalien der ehemaligen Grafschaft Zeil, der Ritterherrschaften Altmannshofen, Eschach und Vogelsang, des Kollegiatstiftes Zeil und der Herrschaften Vollmaringen, Göttelfingen, Balgheim und Zimmern u. d. Burg. Das Wurzacher Archiv birgt die Archivalien der Stadt und Herrschaft Wurzach und der einst stiftkemptischen Herrschaft Marstetten a. d. Iller. In allen fünf Archivkörpern wurde

den Abteilungen der Rechnungen, Bücher und Karten und Pläne, den Stiefkindern früherer Archivare, besondere Sorgfalt gewidmet, enthalten sie doch wertvolles Quellenmaterial für die Wirtschafts-, Kunst- und Kulturgeschichte Oberschwabens.

Die Archivalien des Marktfleckens und der ehemaligen Herrschaft Kißlegg befinden sich heutzutage in Schloß Zeil und Wolfegg. Ihre Aufbewahrung an zwei verschiedenen Orten hängt zusammen mit der von den Herren von Schellenberg 1381 vollzogenen Teilung der Herrschaft Kißlegg in zwei ungleiche Hälften. Die größere schellenbergische und ihr Archiv kamen zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch Heirat der letzten Schellenberg an die Grafen von Wolfegg, die kleinere baumgartische ging nach dem Tod Balthasars von Schellenberg in stetem Wechsel von den Freiberg, Schönaue, Baumgarten, Grafen von Waldburg-Trauchburg und Waldburg-Wurzach 1906 an die Fürsten von Waldburg-Zeil über.

Größer und reicher an wertvollen Dokumenten als das Kißlegg-Schellenbergische Archiv in Wolfegg ist das Kißlegg-Baumgartische Archiv in Schloß Zeil. Wenn wir in Zeil den gewölbten Raum betreten, erblicken wir zu oberst auf den Gestellen die Abteilung der Bücher. Protokoll-, Grund- und Vertragsbücher mit braunen Lederücken reihen sich neben Schuld-, Zins- und Gültbücher mit freundlich geblühten Rokokoeinbänden und dicke Folianten mit gepreßten Lederdeckeln. Mitten unter den großen Kollegen steht ein kleiner Quartband. Er enthält die wichtigen Privatnotizen des Augsburger Handelsherren Hans Baumgartner. Seine Aufzeichnungen bringen eigene Beobachtungen über Handel und Wandel in Deutschland, Italien, Frankreich, Portugal und den Niederlanden und die neuesten Mitteilungen aus Amerika, Afrika, Arabien und Indien. Besonders interessant sind die Nachrichten über die „erst Fündung“ von Kalkutta, vor welcher Stadt die Flotte Vasco da Gamas am 21. Mai 1498 vor Anker ging, und über die Entdeckung von Brasilien am 1. Mai 1500. Dieses unscheinbare Büchlein ist demnach ein selten kostbares Dokument aus dem Zeitalter der Entdeckungen und eine Quelle von unschätzbarem Wert über die damaligen Handelsbräuche. Wenn unser Blick über die lange Reihe der Bücher gleitet, fallen uns immer wieder aufgerissene Buchrücken in die Augen. Das Messer eines nach alten Manuskripten suchenden Historikers hat diese „Wunden“ geschlagen. Aber die Mühe hat sich herrlich gelohnt: ein Fragment von Wolfram von Eschenbachs Parzival kam so ans Licht, ist aber leider wieder spurlos verloren gegangen.

Stöße von landesherrlichen Instruktionen und Beamtenrelationen, Gerichtsakten aus prozeßfreudigen Zeiten und dicke Faszikel mit Akten über Kontributionen, Einquartierungen und Durchzüge von Freund und Feind in kriegsfrohen Jahrhunderten sind zeitlich geordnet. Den gewiegten Juristen möchten wir zu gerne mit dem voluminösen Schuldprozeß der Herren von Baumgar-



ten beglücken. Von der regen Korrespondenz zwischen einheimischen Geschlechtern, Kaiser, Reich, weltlichen und geistlichen Fürsten, Adel, Städten, Beamten und Privatpersonen zeugen Tausende von Briefen. Aus ihnen redet der Zeitgeist und sie würzt oft eine knappe, beissend treffende Kritik der Personen und ihres Milieus. Die Aktenbestände der Baumgarten spiegeln das bewegte Leben dieses Kaufmannsgeschlechtes getreu wieder. Sie künden von dem raschen, grandiosen Aufstieg dieser Familie bis zur Reichsstandschaft, ihrem jähen Fall und ihrer Entsöhnung durch Maria und Eleonora von Baumgarten, den frommen Stifterinnen des Hospitals Bärenweiler.

Die vielen Urkunden des Baumgartner Archivs sprechen von Hof- und Hauskäufen in Augsburg und Oberschwaben, von Rechtsgeschäften mit anderen Augsburger Handelsherren und berichten über große Kupfer- und Silberkäufe in Tirol und den Einkauf von Quecksilber und Zinnober zu Idria in Jugoslawien.

Auf die Unmenge von Urkunden über oberschwäbische Reichsstädte, die fünf Donaustädte Munderkingen, Riedlingen, Mengen, Saulgau und Waldsee und alte Adelsgeschlechter sei kurz hingewiesen. Die beiden ältesten stammen von 1286 und 1287. Die erstere zählt die bei Augsburg gelegenen pappenheimischen Lehen auf, die letztere ist für St. Georg ins Augsburg ausgestellt.

Stattlich ist die Zahl der Schenkungsbriefe für Kirchen und Spitäler der engeren und weiteren Heimat. Für St. Margaretha in Willerzhofen wird zum Beispiel 1430 ein Ewiges Licht gestiftet und 1486 ein Ablass von hundert Tagen gewährt.

Selbstverständlich liegen über die Herrschaft Kißlegg selbst viele Urkunden vor. So belohnt König Wenzel 1394 die Herren von Schellenberg mit Marktrecht, Gericht, Stock und Galgen „in irem Dorffe zu Celle in dem Ampte, das zu der Vesten Kysleg gehört“. Das Testament Tölzers von 1418 trägt die guterhaltenen Siegel von vier Schellenbergern, des Vogts Heinrich von Leupolz und das etwas größere des Landvogts in Ober- und Niederschwaben, des Truchsessens Johann von Waldburg. Im gleichen Jahre veräußern die Herren von Rot ihr Gut Herrot an die Vogler zu Kißlegg. 1481 errichten Marquart und Heinrich von Schellenberg einen Burgfrieden im Schlosse und Dorf Kißlegg.

Abschließend noch drei bereits dem 16. Jahrhundert angehörende Urkunden. Zwei davon tragen die Unterschrift und das Siegel König Heinrichs VII. von England und sind in Greenwich ausgestellt. Die eine sichert Geleit dem Truchsessens Wilhelm dem Älteren v. Waldburg als Gesandten des Herzogs von Sachsen im englischen Reiche zu (1504), die andere ernennt den Truchsessens zum englischen Hauptmann zum Dank für sein großes diplomatisches Geschick. Die dritte Urkunde enthält eine ausführliche Instruktion des Königs Ferdinand für Hans Georg von Baumgarten für seine Gesandtschaftsreise an den schwedischen Hof, um dort Hilfe für den Türkenkrieg zu erwirken. *Rudolf Raab*

## Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde im Schwäbischen Heimatbund

### II. Flur und Markung

(in den unmittelbaren Zusammenhang gehören die Erläuterungen zu den Kapiteln I, III, IX–XII, XV–XX, XXIII)

Die Umgebung des Wohnorts, also seine Markung („Zehnten“) und die Markungen der Nachbarschaft, hat ganz besondere Bedeutung für den Menschen. Das ist sein Lebensraum, im allgemeinen zugleich seine Heimat im engeren Sinn; hier gewinnt er als Kind die ersten Anschauungen von der Schöpfung, die ersten Bilder von Natur, Landschaft und Welt. Es ist jedoch nicht die unberührte Natur, die ihm entgegentritt, sondern eine vom Menschen mannigfach beeinflusste; Leben und Tun vieler Geschlechter hat sich in ihr niedergeschlagen, ihr ein bestimmtes Gepräge gegeben. Damit formt sie auch wieder den in ihr wohnenden und werdenden Menschen. Natur und Kultur durchdringen sich hier aufs allerengste.

Wie sich die Menschen zu Natur und Geschichte der Markung verhalten, die zu ihrer Siedlung gehört, wie sie darin leben, soll beobachtet werden. Genaue Kenntnis der örtlichen Gegebenheiten ist unentbehrlich. Neben steter lebendiger Anschauung verhilft dazu das Studium der Flurkarte und des Grundbuchs, alter und moderner Karten und Darstellungen (Luftbild!).

Gesichtspunkte für die allgemeine Beurteilung einer Markung: geologischer Aufbau, landschaftliche Gliederung und Gestalt und ihre Beeinflussung durch menschlichen Eingriff, Lage im Gewässer- und Verkehrsnetz, Gesamtgestaltung der Markung (Größe, Abrundung, Abgrenzung, Lage und Verteilung der Siedlungen im Verhältnis zur unbesiedelten Landschaft). Rasch wird die Beobachtung zu Erkenntnissen führen, die schon sehr ins einzelne gehen. Sie sieht zum Beispiel auch, daß die Verhältnisse der Stadtmarkung heute vielfach zwar anders erscheinen als die der Dorfmarkung, daß sie sich bei uns aber ursprünglich nicht von diesen unterschieden haben; ein Blick gleichsam hinter die heutigen Häuser und Verkehrseinrichtungen, hinter die modern bedingten Grünanlagen, Erholungsgebiete usw. zeigt hier und dort ein im wesentlichen gleiches Bild. Vielfach erinnern in der Stadt Straßenzüge, Namen von Straßen oder Stadtvierteln und mündliche Überlieferungen an den ursprünglichen Zustand. Über der Erforschung des volkstümlichen Lebens auf der Stadtmarkung, wie es früher war, darf die Beobachtung des heutigen Verhaltens auch des (Groß-)Städters innerhalb der unmittelbaren Umgebung seines Wohnorts – das



Wort „Markung“ oder „Zehnten“ kennt er im allgemeinen nicht –, seines inneren und äußeren Verhältnisses dazu nicht vergessen werden.

Schon die Erkundung für eine allgemeine Beurteilung der Markung wird zeigen, daß menschliche Wohnplätze sich nicht immer so darüber verteilt haben, wie es heute aussieht (abgegangene Siedlungen, Wüstungen), daß sich der Mensch im Laufe der Jahrhunderte also verschieden zu den einzelnen Markungsteilen verhalten hat (Rodungen, Kulturwechsel). Sie wird erkennen: die Art der Bebauung und wirtschaftlichen Nutzung, die herrschende Flurform (Gemeinschaftsflur oder individualisierte Flur; Gewannflur, Blockflur, Einödlur, Waldhufenflur), das Maß der Bindung an althergebrachte Einteilungen und Wirtschaftsformen (etwa an die Dreifelderwirtschaft mit ihren „Zelgen“ oder „Eschen“) und an geschichtliche Tatsachen (alte Wegezüge als Grenzen, alte Besiedlungsgrenzen, alte Bewaldungsgrenzen; Erhaltung alter unbebauter Stellen usw.), das Maß der Parzellierung (Normalgröße der Parzellen?), die neuzeitlich bedingten Kulturlächen, Intensivkulturen (Anbau von Gemüsen, Früchten, Tabak, Hopfen, Kraut u. a.), die in unserer Zeit vor sich gehenden Veränderungen in der Markung durch technische Anlagen (Straßen, Eisenbahnen, Kanäle, Bach- und Flußlaufverbesserungen, Entwässerungen, Anlagen der Energiewirtschaft, Industrieanlagen usw.) und durch Umliegung (Feld-, Flurbereinigung) und Bodenreform.

Alle diese Beobachtungen haben für den Volkskundler nicht den Zweck bloßer Feststellung oder statistischer Erhebung. Er muß jede Tatsache stets im Zusammenhang mit dem Menschen der zugehörigen Siedlung sehen. Er will zum Beispiel nicht in erster Linie wissen, welchem Flurtypus eine Markung angehört, sondern welcher Art der Mensch ist, der darin wohnt und wie er unter den bestimmten Verhältnissen lebt und arbeitet. Seine Fragen lauten also etwa: Was läßt sich aus den verschiedenen Gegebenheiten für die Art des Menschen und des Lebens der Gemeinschaft erkennen (zum Beispiel aus dem Festhalten an alter Flureinteilung oder ihrem Aufgeben, aus der Aufnahme von Intensivkulturen, der rasch durchgeführten Umliegung oder ihrer Ablehnung, aus der Haltung zu den Fragen der Bodenreform, der Zusammenlegung)? Warum sahen und sehen sich die einen zu Änderungen und Neuerungen (etwa Vereinödung bzw. Zusammenlegung von Kleinsiedlungen, Förderung bzw. Vernachlässigung von Verkehrs- oder Industrieinrichtungen, neue Grenzziehungen, Wechsel in Anbau und Bewirtschaftung) veranlaßt, die ändern nicht? Wie wirken sich die das Bild der Markung bestimmenden Tatsachen (natürliche und durch den Menschen hervorgebrachte) wieder auf den Menschen aus, wie formen sie ihn, zu welcher besonderen Art von Arbeit und volkstümlichem Leben führen

sie (Waldmarkungen, guter oder schlechter Boden, Parzellierung, Durchgangsverkehr)?

Die innere Verbindung zwischen dem Menschen und seiner Markung ist tatsächlich sehr leicht zu fassen: die Flurnamen geben den Schlüssel dazu (unter Flurnamen versteht man heute alle Benennungen im Gelände, abgesehen von denen für Gruppensiedlungen vom Weiler an aufwärts; Landschaftsnamen umfassen im allgemeinen ein größeres, nicht bloß einer Markung zugehöriges Gebiet). Seit Urzeiten haben die Menschen Plätze und Stellen benannt, mit denen sie in Leben und Arbeit zu tun hatten; heute machen sie es noch ebenso (auch der [Groß-]Städter benennt Örtlichkeiten nach ihrer Bedeutung für sein Leben, nach seinem Verhältnis dazu und nach seinen Bedürfnissen: „Milchberg“ = Bergweg, auf dem von den umliegenden Dörfern Milch nach Stuttgart gebracht wurde, „Schlangengewegle“ = Fußweg in einer Großstadtanlage usw.). Für weitere Erkenntnisse ist wichtig: was wird überhaupt benannt und wie wird es benannt? Beides läßt Schlüsse auf den Menschen und sein Verhältnis zu seinem Lebensraum zu (im besonderen beschäftigt sich damit die Flurnamenskunde; von ihren rein sprachlichen Voraussetzungen braucht hier nicht die Rede zu sein; alte Namen lassen sich im allgemeinen nur auf der Grundlage besonderer sprachlicher Kenntnisse zuverlässig deuten; Vorsicht wird empfohlen – Sachverständige beiziehen! Namen sammeln kann aber jeder; jede örtliche Flurnamensammlung ist für die Wissenschaft wichtig und wird dankbar begrüßt). Man kann ohne Übertreibung sagen, das ganze Kapitel über „Flur und Markung“ lasse sich im volkskundlichen Sinn für jeden Ort auf dem Weg über seine Flurnamen bearbeiten. Sie geben Auskunft über alles, was bisher hier schon berührt worden ist, und stellen zugleich Zeugnisse dar für das volkstümliche Fühlen und Denken, für die Stellung des Volks zu der im höchsten Maß persönlich aufgefaßten heimatlichen Umgebung. Wenn es irgendwo einen „Schönenberg“ gibt, so beobachtet der Forscher, daß damit nicht die ästhetische Schönheit gemeint ist, sondern die wirtschaftliche Nutzbarkeit; wenn ein „Sauerer Ameisenberg“ (Weinbaugebiet) dem „Süßen Ameisenberg“ entgegensteht, so erhellt daraus die Lage des betreffenden Gewandes zur Sonne; ebenso ist es bei den Winter- und Sommerhalden, den Sonnen- und Eisbergen.

Ein ungemein reicher Wortschatz steht dem Volk für die Benennung von Örtlichkeiten auf einer Markung zur Verfügung. Wer ihn deuten kann, dem tun sich Landschaft und Markung und damit Erd- und Menschen-geschichte in ihrer Beziehung zum Eingessessenen, nicht zuletzt aber auch die Volksseele wie ein lesbares Buch auf. In Unmengen gibt es Bezeichnungen und Benennungen für Bodenart und Landschaft, für das Wasser und sein Vorkommen, für Tier und Pflanze, für Wetter und Wind usw. Alle regen zu Beobachtun-



gen auch des jetzigen Zustandes aufs beste an und führen zu Erkenntnissen über den Menschen und sein Verhältnis zur belebten und unbelebten Natur, über sein Leben in und auf der Markung in Vergangenheit und Gegenwart. In besonders hohem Grade geben die sogenannten Nutzungs-namen Aufschlüsse. Sie machen Angaben über: vergangene Siedlungen (Burgstellen, Wüstungen, vorgeschichtliche Reste), Grenzen und Abgrenzungen aller Art (Hecke, Erdwall, Graben, Weg, Grenzzeichen – Marksteine, Lachbäume –, Weide- und Waldzaun, Gartenzaun – Zaunformen –, Durchgänge, Zaunrechte und -pflichten, Schlagbäume, Falltore), Flureinteilung (Feld, Wiese, Wald, Heide, Weide – früher vorwiegend im Wald; Dreifelderwirtschaft und die daraus ausgenommenen „Beunden“ und „Bitzen“, Zelgen oder Esche, Allmend), Bewirtschaftung (Ackerbau, Wiesenbau, Weinbau, Egerten, Feld-Graswirtschaft, Wechselfelder, Brandwirtschaft, Reuten, Hochäcker, Hochwiesen, Mähder; Weidewirtschaft, Waldwirtschaft; Intensivkulturen – siehe oben!), Art, Gestalt und Ausdehnung einzelner Gewande oder Grundstücke (Wert- bzw. Geringschätzung durch Namen ausgedrückt wie traut, Zier, Schmuck bzw. unnütz, böß, Bettel, Laus u. a.; Gestalt nicht selten durch Vergleich mit Gegenständen – zum Beispiel „Gehr“ für ein spitz zulaufendes Stück; Ausdehnung durch Angabe von Land-, Flächen- und Hohlmaßen), besondere Rechts-, Besitz- und Nutzungsverhältnisse, Abgaben, Leistungen, Schenkungen (Namen für alten ortsherrschaftlichen Besitz, zum Beispiel „Breite“, „Brühl“, für Gemeindeplätze zum Beispiel „Espan“, für Lehen und Eigen, für kirchlichen Besitz, Besoldungsgrundstücke, aufgeteiltes Gemeinland; Gülden, Zehnten, Frondienste; „geschenkte“ Wälder und Markungsteile – Sagen!), Besitzer oder Nutzer (Hof-, Haus-, Vor-, Familiennamen; Berufs-, Standesbezeichnungen), Bauwerke und Anlagen in der Flur (alte und neue Wege, unterirdische Gänge, Brücken, Einzelgebäude – auch Kapellen, Feldscheuern, Schutzhütten –, Wegzeiger, Feldkreuze, Bildstöcke, Sühnekreuze, Grenz- und Marksteine, Tore, Zäune und Gatter u. a.), Erscheinungen der Arbeit und des volkstümlichen Lebens, Glaubens und Denkens (Sitte und Brauch – Hanfbrechen, Holzaufladen, Beeren suchen; Wallfahrten; Geistererscheinungen – Muetes Heer, Hexentanzplatz u. a.), geschichtliche Ereignisse (vom weltgeschichtlichen Heeresdurchzug bis zu den Streitigkeiten zweier Nachbarn oder dem zufälligen Geschehen bei einer Jagd, von der Erinnerung an Vor- und Frühgeschichtliches bis zu den neugeschöpften Namen aus der jüngsten Zeit – „Pussierbuckel“ für einen Skiübungshang, „Soldatenwäldle“ beim Grab eines 1945 gefallenen Soldaten).

(Wird fortgesetzt)

## IN MEMORIAM

### *Bernhard Hauff*

Im Alter von 84 Jahren starb am 10. Juli 1950 Dr. rer. nat. h. c. Bernhard Hauff in Holzmaden. Er hat durch die vorbildliche Präparation der versteinerten Tiere des Olschiefers in der Umgebung von Holzmaden nicht bloß diesen Ort, sondern das Land Württemberg weit über Deutschland hinaus berühmt gemacht. Väterlicherseits stammt er von Theologen ab, mütterlicherseits von Künstlern. Der Vater selbst aber ging von der Theologie zur Chemie über, um Schieferöl bei Heddingen, Eislingen und schließlich in Holzmaden herzustellen. Das amerikanische Erdöl machte sein Unternehmen unrentabel. So ging er dazu über, eine Art Zement zu erzeugen. Beim Abbau der Schiefer stieß man immer wieder auf die schon damals bekannten Versteinerungen, und auf Empfehlung von Oskar Fraas wurde der junge Bernhard dazu bestimmt, die Versteinerungen zu bergen und freizulegen. Er machte mit 17 Jahren im damaligen Naturalienkabinett eine kurze Lehrzeit durch, nach der er in den väterlichen Schieferbruch zurückkehrte. Infolge der Eröffnung weiterer Schieferbrüche zur Herstellung von Schulwandtafeln, Fensterbänken usw. häuften sich die Funde, so daß sich der junge Hauff von 1906 an ganz der Freilegung der versteinerten Tiere widmen konnte. Dies geschah nicht bloß mit großem technischem Geschick, sondern mit aller wissenschaftlichen Gründlichkeit, künstlerischem Geschmack und im ganzen in so vollendeter Weise, daß seine Leistung wohl nirgends in der Welt übertroffen werden konnte. Seiner Sorgfalt und seinem Pflichtgefühl ist es zu verdanken, daß bisher unbekannte Arten, Formen und Erhaltungszustände von ihm entdeckt wurden. Es ist ihm gelungen, bei einem Ichthyosaurus und später auch noch bei Fischen und andern Tieren die versteinerten Weichteile und damit den natürlichen Umriß der Tiere festzustellen. In einer bewunderungswürdigen wissenschaftlichen Arbeit legte er seine Beobachtungen von vier Jahrzehnten über den sogenannten Posidonienschiefer nieder. Für seine wissenschaftlichen Leistungen wurde er von der Universität Tübingen zum Ehrendoktor ernannt. Unzählige Gelehrte und Liebhaber kehrten in Holzmaden ein, so daß vom Haus Hauff mit seinen erst bescheidenen und später in einem kleinen Museum untergebrachten größeren Schau-stellungen eine kaum zu unterschätzende Wirkung auf Schule, Volksbildung und Wissenschaft ausging. Das Werk in Holzmaden wird der Sohn Dr. Bernhard Hauff II weiterführen, der alles wissenschaftliche Rüstzeug mitbringt und von seinem Vater in die ganze Technik und Präparation der Fossilien seit vielen Jahren eingeführt worden ist. Im Versteinerungsschutzgebiet von Holzmaden müssen alle Funde an das Haus Hauff gemeldet werden. Damit ist das Werk des Entschlafenen für die Nachwelt gerettet.

*Hans Schwenkel*



Nie hat der Schwäbische Heimatbund, dem Dr. Gretsch seit 1949 als Vorstandsmitglied angehörte, deutlicher gemerkt, wen er verloren hatte, als bei einer Anfrage, die kurz nach seinem plötzlichen, durch eine Geschwulst im Kleinhirn verursachten Tod einging, und in der Doktor Gretsch um einen Vortrag über »Handwerk und Industrie« gebeten wurde. Wer war imstande, für den Verstorbenen einzuspringen, wem durfte man die gleiche Glaubwürdigkeit zutrauen, die dieser besaß, diese Glaubwürdigkeit, die nicht von vorgetragenen Anschauungen ausgeht, sondern allein von einem – in diesem Fall im künstlerischen Werk – vorgelebten Leben? Dr. Gretsch war kein Theoretiker, er war ein Mann der Praxis. Nichts ist dafür bezeichnender, als daß er Jahre bevor er – 1928 – seine Dissertation über die Crailsheimer Fayencen vorlegt, 1922–1923 schon an der Staatlichen Kunstgewerbeschule Stuttgart, und zwar in der Werkstätte für Töpferei, gelernt hat, wo er unter Prof. Pankok seine Gesellenprüfung ablegte, so daß er bereits 1925, dreißigjährig, als Lehrer an die Städtische Gewerbeschule für Bau- und Kunstgewerbe berufen werden konnte. Dabei hatte er ursprünglich, 1918–1922, unter Prof. Bonatz und Prof. Schmitthenner an der Technischen Hochschule Stuttgart Architektur studiert. Es zieht ihn jedoch schließlich dorthin, wo das Erlebnis des Künstlerischen bis in die Erfassung feinsten Unterschiede des Werkstoffes hinabführt und das Geistige des Kunstwerkes sich in besonders inniger Weise mit dem Stofflichen verbindet. Von der bildenden Kunst her kommend sucht er die Verbindung zum Handwerk, das ihm im eigentlichen Wortsinn Hand-Werk ist. So findet er zum Kunstgewerbe, wo alles Geistige sich in der vom Gebrauchszweck her geschaffenen Form beschränkt. Dies entsprach seiner bescheidenen, anspruchslosen, dienstbereiten und sehr sachlichen Art, die allem Hochschweifenden und auch Tiefaufwühlenden, allen Subjektivismen einer schwärmerisch unnüchternen Geistigkeit abgeneigt war. Und doch befriedigen seine Werke nicht durch ihre Sachlichkeit, sondern durch ihre Schönheit, das heißt nicht die Zweckform entscheidet über den Eindruck, sondern die Gefälligkeit, mit der sich diese Form wie selbstverständlich, einfach und schlicht aus dem Werkstoff entwickelt, so, als ob dieser selbst sie gewollt habe. Dies ist das Geheimnis der Schönheit der Gretsch'schen Schöpfungen: daß die Zweckform im Werkstoff empfangen ist, ihm sich einverleibt, wie umgekehrt dieser sich in jener verkörpert. Beide aber sind unendlich fein und zart vereint, verschwistert, vermählt. Keiner wußte so sehr wie Dr. Gretsch – und solches Wissen ist nicht Erkenntnis, sondern Geschmack – wonach Tanne, Esche, Birke, Apfel, Kirsch, Nuß, die verschiedenen Webstoffe, Steine, keramische Erden, Metalle verlangen. Wie kein anderer verstand er es, bei der Verarbeitung die verborgenen Eigenschaften des Stoffes zum Vorschein kommen zu lassen. Allem Gestaltlosen war er abhold. Er, der

Lebendige, Bewegliche konnte nichts Träges, stumpf und dumpf Gebundenes leiden. Es mußte ihm zur Gestalt werden. Er liebte diese heraus. So hat seine Arbeit zugleich etwas ganz Männliches. Er ist durchdrungen von der Verantwortung gegenüber dem, das entstehen will. Alles Gewollte, Erzwangene, jede mißbrauchte, geschändete Form konnten ihn hellauf erregen. Alle Formen, die eine auferlegte Absicht haben und deshalb verstimmen, durchschaute er. Es ging ihm überall um den Menschen. Seine Möbel erdrücken die Wand nicht und anerkennen dadurch ein Verbindendes, in das sie sich einfügen: ein Ausdruck der vornehmen Geselligkeit, um derentwillen sie da sind. Dies ist Wohnkultur. In den von Dr. Gretsch entworfenen Möbeln, Geschirren, Gläsern vollendet sich das Wunder der Kunst, nämlich die Anpassung der Umwelt an den Menschen. Sie schaffen in der Wohnung einen inneren Raum, in dem nur der, der Klarheit, Sauberkeit und Ordnung liebt, sich wohlfühlt. Dieses Wohlgefühl auszulösen, war ihm mehr wert, als eine Anhäufung billiger Auffälligkeiten.

Es kann nicht erstaunen, daß solch ein wahrer Menschenbildner auch lehrte, vielleicht weniger durch seine Vorträge, als durch Ausstellungen und nicht zuletzt durch seine Stellung als Vorstand des Landesgewerbemuseums in Stuttgart seit 1932, sowie als stellvertretender Direktor der Akademie während des Krieges. Zugleich war er seit 1929 Referent beim Württembergischen Landesgewerbeamt für Handwerkerweiterbildung und das Ausstellungs- und Messewesen, das letzte auch seit 1932 beim Wirtschaftsministerium. Auch von der Industrie her versuchte er, wie von der bildenden Kunst aus, die Verbindung zum Handwerk zu gewinnen unter Ausschaltung der Massenerzeugung billiger, das Auge fangender Neuheiten. Die Geschirre 1382, 1390, 1840 und 1495 von Arzberg, ferner Schönwald 98 und 111 sind vorbildlich für handwerklich empfundene Werkformen; Form Freya und Form Karlsruhe bei Villeroy und Boche gehen auf ihn zurück, ferner Gläser von Gralglas und der Vereinigten Lausitzer Glaswerke, Metallwasen von WMF, Bestecke von Pott Solingen, Möbel für den WK-Verband, Hartsteingut für Steuler, Glasschalen und Aschenbecher für die Vereinigten Glaswerke Sindorf. Seit 1945 trat Dr. Gretsch als freier Architekt auf. Der Neubau Tritschler in Stuttgart ist sein Werk, das sich dort außerordentlich wohltätig ausnimmt, weil es sich nicht im Notwendigen und Gebotenen bewegt, sondern in den maßstäblichen Verhältnissen der Einzelheiten und des Ganzen an eine Freiheit vom Naturgesetz und bloß Technischen rührt, die rein menschlich ist. Denn auch in der Architektur ist das Geheimnis der künstlerischen Qualität das Menschliche. Es geht in der Kunst um das wahre Gebildetsein. Das ganze Werk von Dr. Gretsch lehrt uns dies. Es wird seine stilbildende, menschenformende, erziehende Kraft behalten und uns das zurückgeben, was er in es gelegt hat, was er selbst war. Wir wurden durch ihn reich beschenkt. Wir bleiben ihm immer verpflichtet.

*Adolf Schabl*



*Zum Südweststaat*

Der Schwäbische Heimatbund hält sich von der politischen Erörterung über einen Südweststaat fern, aber die – an sich untergeordnete – Frage der Namensgebung beschäftigt ihn immerhin am Rande.

In Nr. 26 der „Stuttgarter Zeitung“ vom 1. Februar 1950 befürwortet Otto Debatin den Namen „Schwaben-Baden“. Dieser Vorschlag, der der Einstellung der Württemberger wie derjenigen der Badener gerecht werden möchte, kann nicht einleuchten. Man kann einen Ochsen und ein Pferd zusammenspannen, aber ein solches Zwiesgpann erscheint unnatürlich. Man kann aus einem Stammesbegriff und einem politischen Begriff einen Doppelnamen bilden, aber dieser wird dem Kundigen befremdlich klingen.

Alemannen waren es, die die Römer aus dem Raume zwischen Lech und Vogesen bis an die Alpen zurückdrängten. Diese Alemannen hießen auch Schwaben; es hat, von dem Standpunkt jener Zeiten aus gesehen, nie einen schwäbischen neben einem alemannischen Stamm gegeben. Der Name Alemannen, obgleich durch die in dem ganzen bezeichneten Raume geltende *lex Alamanorum* gewichtig beurkundet, machte im Sprachgebrauch dem Namen Schwaben Platz, und so gab es in der Zeit der Stammesherzogtümer nicht ein Herzogtum Alemannen, sondern ein Herzogtum Schwaben, das die von Alemannen = Schwaben bewohnten Gebiete: die nichtfränkischen Teile der heutigen Länder Württemberg und Baden, das heutige bayerische Schwaben, Vorarlberg, das Elsaß und die Nordschweiz umfaßte. So war „Schwaben“ zugleich ein Stammes- und ein politischer Begriff. Der gegen Ende des 13. Jahrhunderts entstandene, dem „Sachsenspiegel“ nachgebildete „Schwabenspiegel“ zeigt das Wort Schwaben in besonders weiter Bedeutung. Während es nach der Stauferzeit noch ein im wesentlichen stammesmäßig begrenztes Herzogtum Baiern gab, zeigte die Landkarte des früheren Stammesherzogtums Schwaben beispielsweise zur Zeit der Reformation ein buntscheckiges Bild: von den an die Schweizer Eidgenossenschaft angeschlossenen Teilen abgesehen, finden wir nur zwei einigermaßen zusammenhängende Gebiete von namhaftem Umfang: das Herzogtum Württemberg und die Markgrafschaft Baden. „Schwaben“ blieb aber insofern noch ein politischer Begriff, als das Gebiet zwischen Rhein und Lech im wesentlichen den (freilich von Teilen des österreichischen Kreises durchsetzten) „Schwäbischen Kreis“ des alten Deutschen Reiches bildete. Dieser Name wäre schwerlich gewählt worden, wenn die nichtfränkischen Bewohner des heutigen Landes Baden als Alemannen, aber nicht als Schwaben angesehen worden wären. Auch diesen letzten Rest einer politischen Bedeutung hat das Wort Schwaben mit dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803 verloren. Das Elsaß

sehen wir längst vom Deutschen Reich losgerissen, das Schwabenland zwischen Iller und Lech gehört zu Baiern, Vorarlberg zu Österreich. In den übrig gebliebenen Teil des einstigen Herzogtums Schwaben teilen sich Württemberg und Baden. Da Württemberg das schwäbische Kernland umfaßt, werden nun, besonders außerhalb Würtbergs, vielfach die Begriffe Württemberg und Schwaben gleichgestellt; aber das Bewußtsein von ihrer Verschiedenheit ist innerhalb Würtbergs noch sehr lebendig, und der Gleichstellung wird zumal von den württembergischen Franken, so gute Württemberger diese auch sind, lebhaft widersprochen. In Baden, in dem sich eine eigentümlich gegensätzliche Einstellung zu Württemberg entwickelt hat, wird auch da, wo vom Stammesmäßigen die Rede ist, die Zugehörigkeit zu Schwaben immer mehr abgelehnt und der alte Ausdruck „Alemannen“ hervorgeholt. Dabei mögen tatsächlich die Unterschiede, die sich naturgemäß früh zwischen einzelnen Teilen des Schwabenlandes (beispielsweise den Bewohnern des Rheintals und denen der Schwäbischen Rauhen Alb) entwickelt haben, im Lauf der Zeit größer geworden sein, und es ist ja leider deutsche Art, das Trennende stärker zu betonen als das Gemeinsame.

„Baden“ aber ist kein Stammesbegriff gewesen. Die heutige Bedeutung des Worts ist das Ergebnis einer politischen Entwicklung, die große Gebiete des schwäbisch-alemannischen Teils des heutigen Landes Baden erst sehr spät erfaßt hat.

Wollte man zur Bildung eines Doppelnamens auf der einen Seite das rein politische Wort Baden verwenden, so müßte dem zu angemessener Bezeichnung des andern Teils das Wort Württemberg gegenüberstehen. Aber der Doppelname Württemberg-Baden würde, wie jeder Doppelname, verraten, daß der so benannte Staat keine wahre Einheit ist. Und wenn auch der angestrebte Südweststaat das zunächst überhaupt nicht sein kann, so muß man doch, wenn seine Bildung einen Sinn haben soll, von der Hoffnung ausgehen, daß er es im Laufe der Zeit werden wird. Als ein einheitlicher Name, der gewisse badische Empfindlichkeit nicht verletzen könnte, böte sich die Bezeichnung „Alemannen“ an, denn die Badener wollen ja Alemannen sein, und daß die schwäbischen Bewohner Würtbergs auch Alemannen sind, wird niemand bestreiten können. Allein der gemeine Mann diesseits und jenseits der württembergisch-badischen Grenzen hätte für diesen ihm fremden Ausdruck keinerlei Verständnis. Will man also zu einem einheitlichen Namen kommen und nicht einen farblosen Phantasienamen wählen, so wird nur „Schwaben“ möglich sein. Die Schwaben zwischen Iller und Lech empfinden es nicht als Unglück, Baiern zu sein, obgleich Baiern auch eine – für sie nicht geltende – Stammesbezeichnung ist, und sie betreiben ihre hervorragende Heimatpflege ohne jeden inneren Widerstreit im Rahmen



der großen heimatpflegerischen Organisation „Baierische Heimat“. „Preußen“ ist aus einem Stammesbegriff ein politischer Begriff geworden, und es hätte den Bewohnern Nordwestdeutschlands nichts geschadet, Preußen zu heißen, wenn nicht der verhängnisvolle ostelbische Geist auf ihre Gebiete übergegriffen hätte. Würde der künftige Südweststaat „Schwaben“ getauft, so würde damit auf ein Stück geschichtlicher deutscher Entwicklung zurückgegriffen, in dem Würtemberger und Badener verbunden waren. Es dürfte darin nur nicht von badischer Seite eine Vergewaltigung der Badener durch die Würtemberger gefunden werden. Die Gewähr dafür, daß eine solche im Südweststaat nicht stattfindet, sollte nicht in Vorbehalten („Reservaten“), Sonderrechten und allerhand „Stipulationen“ gesucht werden. Sie wird in dem beiderseitigen ehrlichen Willen bestehen müssen, auf dem Boden völliger Gleichberechtigung aller Teile ohne kleinliches Mißtrauen zum gemeinsamen Wohle zusammenzuarbeiten.

*Alfred Neuschler*

### *Was geht am Ebnisee vor?*

Der vielbesuchte und beliebte Ebnisee im Welzheimer Wald ist ein künstlicher Stausee, der vor rund zweihundert Jahren von der Forstverwaltung für Zwecke der Holzflößerei angelegt worden ist. Da das Wasser in einem natürlichen Tal lediglich aufgestaut wurde, machte der See von jeher einen ganz natürlichen Eindruck. Und da nach dem Aufhören der Flößerei der Wasserspiegel nur selten zum Zweck des Abfischens gesenkt wurde, entwickelte sich am flachen Strand des oberen Endes und der Seitenbuchten Schilf und Rohr, wie in einem Natursee. Die Beliebtheit des Sees beruht darauf, daß in den Keuperbergen Seen überhaupt selten sind, daß die Lage mitten im Wald eine besondere Anziehungskraft ausübt und das Ziel einer der beliebtesten Wanderungen vom Wieslaufstal zum Murratal oder umgekehrt wurde.

An heißen Tagen wird im Ebnisee auch sehr viel gebadet und zwar von Jahr zu Jahr in zunehmendem Maße, so daß schließlich infolge des Zustromes von Tausenden kaum mehr Ordnung zu halten war.

Es kam noch weiter hinzu, daß die Zuflüsse Sand und Schlamm in den See warfen und daß er von oben her versandete. In diesen flachen Teilen des Sees entwickelte sich eine reiche und dichte Wasservegetation, die das Baden erschwerte und sogar Menschenleben gefährdete. Durch das massenhafte Baden wurden an bestimmten Stellen die Ufer zerschunden und selbst Bäume gefährdet. Dies veranlaßte Bürgermeister Walcher von Kaisersbach und Landrat Dr. Pfeleiderer von Waiblingen in mehreren Besprechungen die aufgetauchten Fragen zu klären und auf Abhilfe zu sinnen. Die Forstdirektion als Grundeigentümerin und die Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege waren zugezogen und gaben ihre Zustimmung, daß die flachen Teile des Sees so weit ausgebaggert werden, daß das

Baden nicht mehr gefährlich ist und die Bademöglichkeit erweitert und auch sonst verbessert werde.

Der ausgebaggerte Schlamm und Sand sollte zur Aufschüttung trockener Zeltplätze Verwendung finden, auch die Erstellung von Badekabinen und Aborten, insbesondere für Frauen, wurde erwogen, desgleichen die Erstellung einer Jugendherberge und die Schaffung einer Erfrischungsstätte. Der Landesbeauftragte für Naturschutz und Landschaftspflege machte von Anfang an darauf aufmerksam, daß das Gebiet unter Landschaftsschutz stehe und daß bei allen Eingriffen der Landschaftscharakter gewahrt bleiben müsse.

Die Aufbringung der nötigen Mittel machte Schwierigkeiten. Der Kreisverband konnte sie nicht allein aufbringen, auch wenn die Forstverwaltung sich bereit erklärte, die Wege instandsetzen zu lassen und Holz zu liefern. Auch die Mittel aus der produktiven Erwerbslosenfürsorge reichten nicht aus. So kam man auf den Gedanken, den Landessportbund zu beteiligen und Torgelder einzusetzen, die in Höhe von 50 000–60 000 DM in Aussicht gestellt wurden. Der Sportreferent des Kreises nahm die Sache in die Hand und übertrug die Bearbeitung der Pläne für die Instandsetzung des Ebnisees dem Gartenarchitekten Siegloch in Cannstatt.

Die Rechtslage ist so, daß nach der Schutzverordnung für den Ebnisee alle Eingriffe in den Bestand des Sees und seiner Umgebung, auch die Erstellung von Bauten, Zeltlagern usw. untersagt ist, daß aber von der Naturschutzbehörde Ausnahmegewilligungen erteilt werden können. Über diese Sachlage waren sich alle Beteiligten klar. Am 30. November 1949 fand nach mehreren vorausgegangenen Besichtigungen am Ebnisee selbst eine Besprechung im Landratsamt Waiblingen statt, bei der alle Beteiligten anwesend waren und Herr Siegloch seine Pläne vorlegte. In diesen war eine radikale Umgestaltung des Natursees in einen Parksee mit künstlich befestigten Ufern und Treppen vorgesehen, mit streng geometrisch geführten Stützmauern, mit künstlichen Buchten, Halbinseln und Inseln, mit hart ins Gelände gestellten Kabinenbauten, aufgefüllten Talböden, verlegten Bachläufen, mit Pavillonen und Springbrunnen, ja sogar mit einem Tanzkaffee auf geometrischer Grundfläche, weit vorbetoniert in den See und mit Tanzfläche sozusagen mitten im Wasser, sodann mit einem großen Sporthotel und einer kleineren Wintergaststätte, mit Wochenendhäuschen und einem rechteckigen Schwimmbassin für Sportschwimmen oberhalb des Sees.

Gegen diese Umwandlung des Ebnisees in einen Parksee und die Erstellung so vieler zerstreuter Bauten um den See, erhob die Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Einspruch. Sie stimmte aber zu, daß der Ebnisee den Zwecken des Badens besser angepaßt und für das Zelten besondere Plätze angelegt werden, jedoch so, daß sie sich gut in die Tallandschaft einfügen. Eine künstliche Befestigung der Ufer soll nur da angewendet werden, wo der Strand durch das Einsteigen der Badenden gefährdet ist, auch soll das Einsteigen an tieferen



Stellen erleichtert werden. Alle geometrischen Formen und alle achsialen Anlagen seien verfehlt am Platze. Man müsse die Einfühlung in die Landschaft verlangen. Betonmauern seien überhaupt abzulehnen, sowohl an etwaigen Inseln als auch bei dem sogenannten Tanzpavillon, dessen Berechtigung überhaupt in Abrede zu stellen sei. Notwendig dagegen seien, entlang dem rechten Ufer am oberen Teil des Sees zu errichtende Wechselkabinen und Aborte. Am oberen Ende des Sees müsse jede Befestigung unnatürlich wirken. Das Ufer müsse dort flach auslaufen, nur das Ausbaggern am Badestrand und das Hereinschütten von Kies und Sand sei wirklich ein Bedürfnis. Eine Erfrischungstätte und ein einfacheres Unterkunftshaus, abgerückt vom See, müßten wohl zugelassen werden. Der Beauftragte für Naturschutz und Landschaftspflege schlug sodann vor, daß ein Antrag auf eine Ausnahmegewilligung bei der Naturschutzbehörde zu stellen sei, dem ein neuer, abgeänderter Plan anzuschließen wäre. Zur Beratung stellte die Landesstelle ihre Sachverständigen zur Verfügung.

Es wurde aber kein Antrag gestellt; auch keine neuen Pläne wurden vorgelegt. Am 23. und 31. Januar und am 17. März 1950 wurde der Kreissportwart schriftlich darauf hingewiesen, wie verfahren werden müsse. In einem Antwortschreiben wurde die Landesstelle deutlich genug auf das Gewicht des Geldgebers hingewiesen.

Anfang März wurde der Landesstelle von dritter Seite berichtet, daß mit den Arbeiten am Ebnisee begonnen und der See vier Meter abgesenkt worden sei. Es waren weder neue Pläne vorgelegt, noch ein Antrag auf eine Ausnahmegewilligung gestellt worden. Bei einem Besuch am 19. März konnte festgestellt werden, daß für die Arbeiten der ursprüngliche Plan des Gartenarchitekten Siegloch ohne irgendeine Änderung zugrunde gelegt und bereits die Gräben für Betonmauern auch für den künftigen Tanzpavillon ausgehoben waren. Nur das viereckige Schwimmbecken war aus den Plänen gestrichen. Auf Antrag des Landrats berief das Kultministerium als höhere Naturschutzbehörde auf 4. April eine nochmalige Versammlung aller Beteiligten ein, um die Dinge zu klären und sie in gesetzliche Bahnen zu lenken. Die verschiedenen Auffassungen stießen hart aufeinander und Herr Siegloch verteidigte seine Ideen und Pläne unentwegt, doch mußte der Vertreter des Landessportbundes zugeben, daß nicht korrekt verfahren worden sei. Um in der letzten Stunde das Schlimmste noch abzuwenden, schlug die Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege vor, durch drei Sachverständige an Ort und Stelle Gegenvorschläge zu machen, diese planmäßig niederzulegen und genehmigen zu lassen. Soweit ausgeführte Arbeiten diesen Plänen widersprechen und nicht genehmigt werden können, müssen sie wieder rückgängig gemacht werden.

Den Ebnisee neuen Bedürfnissen oder Zwecken und vor allem dem Massenverkehr anzupassen, ist auf die Dauer unerlässlich; aber es ist dabei gemäß dem Charakter der Landschaft zu verfahren und auch auf die Stillen

im Lande, auf Wanderer und wahre Naturfreunde Rücksicht zu nehmen, damit diese an ruhigen Tagen auch noch auf ihre Rechnung kommen. Dies ist auch der Wunsch des Schwäbischen Albvereins und des Welzheimer-Wald-Vereins. Alles Menschenwerk muß hier naturnah sein und sich den natürlichen Uferlinien beinahe unmerklich einfügen. An die Stelle der ursprünglich geplanten Mauer ist jetzt eine Stützmauer getreten, die auf einer Seite in die natürliche Uferlinie einbiegt. Der Tanzpavillon ist zur »Waldschenke« mit rechteckigem Grundriß, abgerückt vom See, geworden. Den Plan bearbeitete Kreisbaumeister Röder. An einem Parksee, einem architektonischen See, sollen Ufer- und Hochbauten in ihrer eigenen Schönheit hervortreten, nicht aber an einem Natursee mitten im Wald. Man hätte unter Wasser viel besser und billiger mit Holz gebaut, statt mit Beton. Die Badekabinen und Aborte, die leider nötig sind, werden nicht am oberen Ende des Sees, sondern im Winkel in das Tal hinein hinter das Erlengehölz am rechten Ufer gestellt, wo sie sommers wenig auffallen. Die sonstigen geplanten Hochbauten und Spielereien (Rindenhäuschen und Springbrunnen) kommen in Wegfall. Eine quer zum Ufer stehende künstliche Halbinsel ist ein landschaftlicher Unsinn. Die geschwungenen Badetreppen und die gesuchten Krümmungen der Ufer, die schon vor dem 4. April fertiggestellt wurden, wirken landschaftsfremd. Wenigstens konnten Treppensteiler und Brüstungsmauern am Nordende des Sees noch abgewendet werden. Die Mauer zum geplanten Sprungbrett muß wieder entfernt werden. Wo aber bleiben bis jetzt die so dringend nötigen Zeltplätze? Warum hat man nicht mit den Arbeiten begonnen, die für den Massenbesuch so nötig sind und statt dessen große Summen für unnötige, ja verunstaltende Uferbauten vertan? Die den Arbeiten am Ebnisee ursprünglich zugrunde gelegten Pläne beweisen eine völlige Verkennung des Landschaftscharakters und lassen jegliches Einfühlungsvermögen in die Naturgegebenheiten vermissen.

Hans Schwenkel

### *Die Katze aus dem Sack gelassen*

In einem Aufsatz „Küchennot – Notküchen – Großküchen“, veröffentlicht in der Beilage „Bauen und Wohnen“ der „Stuttgarter Zeitung“ vom 17. Mai, spricht sich Architekt Hans Zimmermann, bekannt durch seinen Aufsatz „Dächer-Dämmerung“, über die Frage der Küche im neuzeitlichen Wohnbau aus. In diesem Fall merkt man die Absicht und ist verstimmt. Diese Absicht ist die Großküche, der sowohl die Wohnküche wie die selbständige Küche geopfert werden sollen. Aber hören wir ihn selbst: „Den anscheinend unausweichlichen Schwierigkeiten ließe sich damit begegnen, daß bei Kleinwohnungen mit ein bis drei Wohn-Schlafzimmern auf eine Küche oder Küchennische überhaupt verzichtet wird. Statt ihrer sollten wir zur Versorgung der Bewohner einer oder mehrerer Gebäudeeinheiten aus der



Zentralküche übergehen, was technisch durchaus lösbar wäre.“

Es war, in der Tat, zu allen Zeiten die leichteste Lösung, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Wenn wir indessen hiervon absehen, so ist immerhin interessant, daß „Gebäudeeinheiten“ die Voraussetzung dieser Lösung sind und wir somit merken, wohin der Hase läuft. – Noch interessanter aber ist, daß der Begriff der technischen Lösbarkeit an der entscheidenden Stelle auftritt und anscheinend das Gewissen des Architekten beruhigt. Aber vernehmen wir weiter: „Muß es nicht einleuchten, daß mit den Baukosten, die 50 Kochstellen mit allem Drum und Dran verschlingen, die Einrichtung einer neuzeitlichen, fachmännisch betriebenen Sammelküche für 100 bis 200 Personen herausgewirtschaftet werden kann? Muß es nicht ferner einleuchten, welch kaum mehr verständliche Arbeitsverschwendung betrieben wird, wenn, um nur ein Beispiel zu nennen, um ein- und dieselbe Morgenstunde 50 Frauen unter einem und demselben Dach für sich und ihre Familien 50 Flammen entzünden, um eine kleine Wassermenge für's Morgengetränk heiß zu machen – anstatt daß der Kaffee oder der Tee von der Zentralküche fertig auf den Tisch geliefert wird.“

Wenn Fragen der Wohnkultur allerdings nur von dem Gesichtspunkt der Wirtschaftlichkeit und dem der Arbeitsverschwendung aus beurteilt werden, müssen wir aufhören, von Wohnkultur überhaupt zu sprechen, es sei denn jener bloß technischen, die höchstens den Namen Zivilisation verdient und deren höchstes Ideal die heizbare Matratze ist. Wie weit sind die Zeiten des Mittelalters entfernt, da man die Bewohner einer Stadt nach Feuerstellen zählte. Aber freilich, das waren Zeiten, die noch Kultur hatten ...

Hierzu noch eine Frage: hat der Verfasser nicht lange genug in der Kaserne gelebt oder ist er nicht lange genug in Gefangenschaft gewesen, um zu wissen, daß Gemeinschaftsverpflegung im besten Fall in keiner Weise befriedigt, weil es so etwas wie persönliche Bedürfnisse und Eigenart auch in punkto Ernährung mit Recht gibt? Aber hören wir noch einmal: „Schon bei dem Gedanken an diesen küchensorgenlosen Wohn- und Lebensstand wird Tausenden von Hausfrauen, die bei der Berufs- und Hausarbeit auf ihre Hände allein angewiesen sind, ein Gefühl tiefer Befriedigung überkommen.“

Dies mag für wenige Einzelstehende zutreffen. Hausfrauen aber dürfte wohl ein Gefühl tiefer Befreiung überkommen, wenn jede ihre eigene Küche hätte, in der sie endlich nach ihrem Ermessen schalten und walten könnte. Wenn schon eine Architektur den Anspruch erhebt, Bauten von innen nach außen zu entwickeln, so sollte sie mit diesem von Innen-nach-außen-Gehen Ernst machen und bei den Erfordernissen einer persönlichen Wohn- und Familienkultur den Anfang machen. Im übrigen ist das Ideal des Befürworters der Zentralküche ein theoretisches, das einen Menschen voraussetzt, den es nicht gibt, wenigstens bei uns nicht. *Adolf Schabl*

## Lehr- und Studienfahrten

Die Studien- und Lehrfahrten, die unter Beteiligung von Mitgliedern im weiten Umkreis bis Backnang und Tübingen von Stuttgart aus durchgeführt werden, nahmen ihren Anfang am 4. Juni mit der Barockorgelfahrt, die sich an den Vortrag von Dr. W. Supper am 15. Februar über „Barockorgeln in Ton und Bild“ sinnvoll anschloß. Wochen im voraus war diese Fahrt bereits belegt, so daß für den 15. und 16. Juli eine eineinhalbtägige Wiederholung eingelegt werden mußte. Beide Male führte Dr. W. Supper. In Zwiefalten, Steinhausen und Schussenried hatte die kunstgeschichtliche Führung Dr. Schahl. Die architektonische Musik Bachs und seiner Zeitgenossen, vorgetragen auf einzig angemessenen Instrumenten, und die musikalische Architektonik der barocken Kirchenfassaden und Innenräume ergänzten sich in wunderbarer Weise. Dr. Supper verstand es, die meisterlich vorgetragenen Orgelwerke dem Wesen des jeweiligen Raumes anzupassen: anders im überschwenglichen Ottobeuren, anders im stillseligen schwerelos schwebenden Steinhausen, anders im kühlen, sehr erhabenen Rot. Was Prof. Bonatz in seiner Biographie gleichnishaft von einer schönen Brücke sagt, daß nämlich Gott diese leicht hätte selbst erschaffen können, daß er aber diese schöpferische Freude dem Menschen habe überlassen wollen – dies gilt erst recht in Anwendung auf ein so vermitteltes, wahrhaft nachschaffend vorgetragenes und erläutertes Gesamtkunstwerk, das seinerseits Neuschöpfung einer vollendeten Welt, im Grunde die neue Erde will. Am 15. und 16. Juli – also ziemlich genau zwischen dem 200. Todestag von Joh. Sebastian Bach (am 28. Juli) und dem 250. Geburtstag des Orgelbauers Josef Gabler am 6. Juli – fand außerdem in Steinhausen ein Bachkonzert und in Ochsenhausen eine Gablerfeier statt. Die Ansprache in Ochsenhausen hielt Dr. Supper. Zu dem Bachkonzert war mit Genehmigung des bischöflichen Ordinariats in der Öffentlichkeit eingeladen worden, so daß der Schwäbische Heimatbund in der Wallfahrtskirche von Steinhausen mit der örtlichen Gemeinde und zahlreichen Buchauern vereint war. Die gemeinsam gesungenen ersten Verse der Lieder „Lobe den Herrn“ und „Großer Gott wir loben Dich“ umrahmten die Feier. Die von Dr. Supper jeweils eingangs gespielten Variationen waren von höchster musikalischer Qualität. Pfarrer Bischof sprach einführende und abschließende Worte. Die zugleich getragene wie tragende Stimme von Kammer Sänger Hermann Schulz aus Korntal gab den Orgelklängen den Schmelz und Glanz der „vox humana“, die selbst ein Gabler nicht in eine Orgelpfeife zu bannen vermochte. Am 15.7. wurde außerdem der Bibliotheksaal des Dominikus Zimmermann in Schussenried besucht, in seiner Art ein architektonisch und dekorativ ausgestalteter „orbis terrarum“ des Buches. Der Frühspaziergang am 16. unter Führung von Prof. Dr. Schwenkel an den Federsee brachte die Teilnehmer mit der urtüm-



lichen Wildnatur des Binsenrandgürtels, die im ersten durch Nebel brechenden Sonnenlicht glänzte, in innige Berührung. Anschließend führte Stadtpfarrer Endrich durch die Stadtpfarrkirche Buchau und deren Krypta, wo die kürzlich aufgefundenen Gebeine der sel. Adelinis aufbewahrt werden. Die Barockorgelfahrt soll am 24. September zum zweiten- und letztenmal wiederholt werden.

Die Donautal- und Bodenseefahrt am 24. und 25. Juni mit Prof. Dr. Schwenkel machte die Teilnehmer einerseits mit verschiedenen Naturschutzgebieten, andererseits mit der Landschaft, vor allem auch der Kunstlandschaft, um den Bodensee vertraut. Im Irrendorfer Hardt bei Beuron traf man auf eine in herrlichster Blüte stehende Wildblumenflora, die eine Anzahl von Blumen vereinigte, die nur unter den dort herrschenden besonderen Verhältnissen gedeihen: ein ausgelagerter, magerer Boden, große Niederschlagsmengen, kalte Muldenluft, also zusammen etwa Tundraklima, ferner keine Düngung und nur eine Mahd. Ganz wundervoll war es im frühsummerlichen Abendfrieden auf dem Stiegelesfelsen, der in gewisser Hinsicht mit seiner kalkliebenden Felsenflora das Gegenstück zum Irrendorfer Hardt darstellt. Im Pfrunger Ried, in dem sich die Mitglieder auf „eigenem Grund und Boden“ bewegten, trafen die Teilnehmer auf eine „Urnatur zweiten Grades in Entwicklung zum natürlichen Gleichgewicht“ (vgl. H. Schwenkel in „Schwäb. Heimat“ 1950, S. 26), ein Schutzgebiet, das aus einem abgestochenen Torfmoor entstand. In Beuron, wo übernachtet wurde, erläuterte Dr. Schahl die barocke, erst jüngst restaurierte Klosterkirche und sprach vor der Mauruskapelle Grundsätzliches über sakrale Kunst im Gegensatz zur profanen. Wollte doch die Beuroner Kunstschule zu einer Zeit, da in München etwa die raffiniert malerische, ganz „weltliche“ Kunst eines Makart in voller Blüte steht, die kirchliche Kunst in Anlehnung an das Nazarenertum in streng – fast zu streng – sakral liturgischem Stil reformieren. Die Fahrt endete nach einer Besichtigung der Kirche von Levertswiler, wo der Stuttgarter Architekt Dr. Alfred Schmidt eine sehr feine, geschmackvolle Altar- und Tabernakelausstattung geschaffen hat, mit einer Führung durch Schloß Heiligenberg, ferner die Klosterkirche Salem und die Wallfahrtskirche Birnau, der Josef Feichtmayers Ausstattung die Seele gab. Nicht umsonst steht sie mitten in der fruchtbaren Seelandschaft, die sich an diesem Tag im hellsten Sonnenglanze zeigte. Ist sie doch selbst ein Wunder der Fruchtbarkeit des menschlichen Geistes, welcher eine neue und von keinem Übel behaftete Schöpfung aus sich heraussetzen möchte, in der alles in allem lebt und webt und kein Zwiespalt die liebesselige Harmonie stört. Was Mozart in seiner Musik ausdrückte, was Schiller zum Lied von der Freude bewegte, findet hier seinen entsprechenden Ausdruck. An den Seeufern entlang ging es am alten Meersburg vorüber nach Hause.

Die Fahrt in das schöne Härdsfeld am 2. Juli ging über Faurndau, wo Dr. Schahl die Entwicklung der gotischen Kapitell- und Rippenformen aus der Romanik erörterte, nach Heidenheim. Hier erklärte Herr Fritz Schneider das Stadtbild und das Schloß. Der nächste Aufenthalt galt Brenz, wo angesichts der Reliefs an der dortigen Kirche die Symbolik der romanischen Ornamentik besprochen wurde, die weniger als früher angenommen auf heidnische Vorstellungen zurückgeht, als auf die christliche Tiersymbolik, die etwa der „Physiologus“ kennt. In dem entzückenden Frühbarock-Schloßchen in Brenz wurde der Geist der Grävenitz beschworen, die hier vorübergehend residierte. In der Stadtpfarrkirche Giengen sah man eine ausgezeichnet erhaltene lutherische Kirchengestaltung aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Das große künstlerische Ereignis des Tages war die Klosterkirche des Balth. Neumann in Neresheim, über der der große Meister 1753 starb. Trotz der Knechtsgestalt ihrer Ausführung (Holzsäulen und niederere Decke als beabsichtigt) überwältigt sie durch die alles Einzelne und Kleine übergreifende Größe, Höhe und Weite des nirgends festbegrenzten Raumes. Am Nachmittag ging die Fahrt weiter über Dischingen mit seiner für dieses Dorf unerhörten Barockkirche und Schloß Taxis nach Eglingen, wo an Hand des von Architekt O. Scheidgen wahrhaft einführend und nachschaffend gestalteten Hochaltars Grundsätzliches über barocke Kirchenrestaurierungen gesagt wurde. Der Nachmittag gehörte der landschaftskundlichen, insbesondere geologischen Führung von Dr. Keller, Aalen, die auf dem Beiberg bei Bopfingen mit einer umfassenden und gründlichen Erklärung des Rieses abschloß.

### *Tagung in Waiblingen*

Innerhalb der 700-Jahrfeier der Stadt Waiblingen rief der Bund am 25. Juli seine Mitglieder und Gäste zu einer Tagung zusammen. Trotz der frühnachmittäglichen Stunde ging es zur Landschaftsführung von Prof. Dr. Schwenkel in vier Autobussen ab. Prof. Dr. Schwenkel erläuterte auf dieser Rundfahrt, die bis auf die Buoher Höhe führte, die Entstehung der Landschaft im weiten Umkreis und kam auch auf allgemeine Fragen des Naturschutzes und der Landschaftspflege zu sprechen. Nach 17 Uhr schloß sich eine Stadtführung von Dr. Schahl und E. Rummel an. Den Beschluß machte ein Vortrag von Staatsarchivrat Dr. H. Decker-Hauff über „Waiblingen im Mittelalter. Neue Forschungsergebnisse“. Neu war den zahlreich erschienenen Zuhörern vor allem, daß die Entwicklung Waiblingens aus einem altalemannischen Herzogssitz über eine karolingische Pfalz zu einem salischen Königsgut, dann staufischer Feste und schließlich württembergischer Stadt auf Vererbung, vorzüglich in der weiblichen Linie, zurückzuführen ist. Es ist also nicht so, daß der fränkische Fiskus nach Aufhebung des altalemannischen Stammesherzogtums dessen



Besitz einzog. Dieser blieb Familiengut. Erbin dieses Guts war Hildegard, die Frau Karls des Großen. So wurde Waiblingen karolingisch. Über die karolingische Mutter der später aussätzigen, selig- und wohl bald heiliggesprochenen Regisindis kam es sodann in die Hände der jüngeren schwäbischen Herzöge Burkhard I. und Hermann I., die mit Regisindis verheiratet waren. Diese darf als die Stammutter zweier Familien angesehen werden, von denen die eine links des Neckars, die andere rechts des Neckars – etwa im Gebiet von Groß-Stuttgart – saß. So schält sich bereits früh der Gegensatz der staufischen und welfischen Gebietsgruppen heraus. Über die kluge und ehrgeizige Gisela, Tochter Hermanns II., kommt Waiblingen an den 1024 zum König gewählten Konrad II. aus dem salischen Haus, welches Otto v. Freising das der „Heinriche von Waiblingen“ nennt. Über die Tochter Agnes des Kaisers Heinrich IV. kommt Waiblingen Ende des 11. Jahrhunderts an Friedrich von Stauffen, um der Brückenkopf der staufischen Hausmacht nach Westen zu werden. Als Waiblingen um 1250 von den Grafen von Württemberg zur Stadt gemacht wird, geht eine ruhmreiche und glanzvolle Zeit zu Ende.

## Veranstaltungsplan für Herbst 1950

### Mitgliederversammlung

Am Samstag, den 16. September, findet in Stuttgart die Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes statt. Alle unsere Mitglieder werden hierzu herzlich eingeladen. Für die auswärtigen Mitglieder sollen nach Möglichkeit kostenlose Übernachtungsgelegenheiten bereitgestellt werden. Wir bitten daher diejenigen Stuttgarter Mitglieder, welche einen Gast für eine Nacht unentgeltlich aufnehmen können, ihre Anschrift der Geschäftsstelle mitzuteilen. Anmeldungen für Übernachtungen möglichst bald an die Geschäftsstelle erbeten. Die Mitgliederversammlung beginnt um 16 Uhr im Saal des Landesgewerbemuseums, Eingang Kienestraße. Die Tagesordnung sieht vor:

1. Ansprache des Vereinsleiters, Präsident Dr. Neuschler.
2. Tätigkeitsbericht des geschäftsführenden Vorstandsmitgliedes Prof. Dr. H. Schwenkel.
3. Kassenbericht des Schatzmeisters, Notar Auwärter.
4. Vortrag des Leiters der Landesstelle für Volkskunde, Stuttgart, Dr. H. Dölker, „Die volkskundliche Forschung – Lage und Aufgaben auf württembergischem Boden“.
5. Ehrung der über 25jährigen Mitglieder. Wir bitten alle Mitglieder, die für diese Ehrung in Frage kommen, um umgehende Meldung auf der Geschäftsstelle.

Im Anschluß an die Mitgliederversammlung ist Gelegenheit zu einem gemeinsamen Abendessen gegeben, für das wir um zeitige Anmeldung bitten. Zeit und Ort werden in der Mitgliederversammlung bekanntgemacht. Der Preis für das Abendessen wird um DM 2.– liegen. Im Anschluß an die Mitgliederversammlung findet am

selben Abend, um 20 Uhr, im Saal des Furtbachhauses (Eingang Furtbachstraße, Haltestelle Fangelsbachstraße bzw. Paulinenstraße), eine öffentliche Versammlung statt, auf der August Lämmle Ernstes und Heiteres aus eigenen Werken vortragen wird. Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes zahlen halbe Eintrittspreise. Nach der Versammlung geselliges Zusammensein. Auf die Studienfahrt nach Weilderstadt, Tiefenbronn, Maulbronn und Lienzingen am Sonntag, den 17. September, unter Führung von Hauptkonservator Dr. R. Schmidt, dem Vorstand des Landesamts für Denkmalpflege, wird nochmals hingewiesen. Anmeldung zur Teilnahme umgehend erforderlich. Kosten der Fahrt DM 7.50.

### Tagungen

Im Rahmen der 700-Jahrfeier der Städte Biberach und Riedlingen sowie der 800-Jahrfeier der Stadt Rottweil führt der Schwäbische Heimatbund je eine Tagung durch. Alle Mitglieder im nahen und weiten Umkreis laden wir hiermit zu Sterntreffen des Bundes in die genannten Städte ein. Für die Biberacher Tagung werden von der Bundesbahn Sonntags-Rückfahrkarten ausgegeben. Zugleich wollen wir mit diesen Tagungen in die breite Öffentlichkeit wirken. In den Festprogrammen der Städte und in der Presse wird auf sie aufmerksam gemacht werden. Weiteres Ziel der Tagungen ist, alle diejenigen zusammenzuführen und miteinander zu verbinden, welche wissen, was es bedeutet und wozu es verpflichtet, heute noch eine Heimat zu haben, und im übrigen dahin zu wirken, daß aus Heimatliebe dankbare und treue Heimatpflege sich entwickle. Hier geht es um den Schutz des Überkommenen, wie um eine verantwortungsbewußte Haltung gegenüber dem Entstehenden.

Die Tagung in Rottweil findet am Freitag, den 8. September, statt. Das Tagungsprogramm sieht vor:

1. 11 Uhr im Festsaal des Gymnasiums Eröffnungssitzung mit Tätigkeitsbericht und Lichtbildervortrag von Dr. A. Schahl „Kirchliche Kunst der Gegenwart“.
2. 15 Uhr Führungen durch die Lorenz-Kapelle durch Studienrat Fetzer und das Heimatmuseum von Professor a. D. Mayer, unter Umständen auch Stadtführung durch Herrn Dr.-Ing. Karl Weiß.
3. 17 Uhr Vortrag von Staatsarchivrat Dr. Stemmler, im Festsaal des Gymnasiums „Das Gebiet der Grafschaft Hohenberg in seiner geschichtlichen Entwicklung“.
4. 20 Uhr Beteiligung am Rottweiler Heimatabend im Festzelt.

Außerdem ist der Besuch des historischen Freilichtfestspiels auf dem Kapellenhof „Der Baumeister Gottes“ von Paul Wanner möglich.

Zur Deckung der Unkosten wird eine Tagungskarte zum Preis von DM –50 ausgegeben. Sie berechtigt zum Besuch aller unserer Veranstaltungen und kann jeweils vor Beginn jeder Veranstaltung gelöst werden. Nichtmitglieder zahlen das Doppelte.

Die Tagung in Biberach fällt auf Mittwoch, den 13. September. Das Tagungsprogramm sieht vor:

1. 15 Uhr im Saal des Pestalozzihauses Eröffnungssitzung mit verschiedenen Ansprachen und Tätigkeitsbericht.



2. 15.30 Uhr Führungen durch die Stadt von Studienrat Fritz Thierier und durch das Braith-Mali-Museum, unter Umständen auch durch das Wieland-Museum.
3. 17 Uhr Lichtbildervortrag von Dr. A. Schahl im Saal des Pestalozzihauses „Kirchliche Kunst der Gegenwart“.

4. 20 Uhr gemeinsame Veranstaltung des Bundes und der Stadt im Saal des Pestalozzihauses mit Vortrag von Professor Sengle-Tübingen über „Wieland“.

Zur Deckung der Unkosten wird eine Tagungskarte zum Preis von DM -.50 ausgegeben. Sie berechtigt zum Besuch aller unserer Veranstaltungen und kann jeweils vor Beginn jeder Veranstaltung gelöst werden. Nichtmitglieder zahlen das Doppelte.

Die Tagung in Riedlingen möchte im Rahmen der Riedlinger Jubiläumswoche die von der Bundesleitung längst erkannte Pflicht erfüllen, den Heimatvertriebenen die neue Heimat näherzubringen, sie mit dieser vertraut zu machen und ihnen das Einleben zu erleichtern. Auf 24. September, dem Tag der Heimatvertriebenen, ist im Festprogramm als gemeinsame Veranstaltung des Bundes und der Stadt ein Vortrag von Dr. Fr. H. Schmidt-Ebhausen über „Alte und neue Heimat“ vorgesehen. Ort und Zeit: Festhalle, 11 Uhr. Im Anschluß: Mitgliederbesprechung.

### *Ludwigsburger Heimatwoche*

Bereits heute machen wir unsere – insbesondere auch unsere Stuttgarter – Mitglieder darauf aufmerksam, daß vom 22. bis 29. Oktober in Ludwigsburg eine Heimatwoche durchgeführt werden wird. Diese Heimatwoche soll eine umfassende, auf Vergangenheit und Gegenwart sich erstreckende heimatkundliche Schau bieten und die kulturellen Beziehungen zwischen Stadt und Land innerhalb des Kreises vertiefen. Wer irgendeinen in kürzester Form gefaßten „heimatkundlichen Kurs“, und zwar sowohl einen theoretischen wie praktischen, mitmachen möchte, dem sei die Beteiligung an den Veranstaltungen dieser Woche dringend empfohlen.

Für die gesamte Woche wird ein Veranstaltungsplan herausgegeben werden, der auf der Stuttgarter Geschäftsstelle, Urbanstraße 16/II, der Ludwigsburger Geschäftsstelle, bei Architekt K. Mäule, Hammerstraße 10, und bei der Buchhandlung Aigner, Arsenalplatz, zu haben ist. Hier bitten wir auch, sich frühzeitig in die Hörerlisten für die heimatkundliche Vortragsreihe und die Teilnehmerlisten für die geplanten Studienfahrten einzutragen. Die Hörergebühr in Höhe von etwa DM 3.– wird für unsere Mitglieder und die Mitglieder des Historischen Vereins Ludwigsburg sowie des Schwäbischen Albvereins auf die Hälfte ermäßigt. Die ungefähre Teilnehmergebühr der Studienfahrten ist unten angegeben.

#### *Vorschau auf die Veranstaltungen:*

1. Sonntag, den 22. Oktober, 10.30 Uhr, feierliche Eröffnung im Saal des Saalbautheaters mit verschiedenen Ansprachen, u. a. von Prof. Dr. H. Schwenkel, „Was wollen wir mit der Ludwigsburger Heimatwoche?“, und kammermusikalischer Umrahmung. An demselben Tag 14 Uhr Stadt- und Schloßführung von Dr. Richard Schmidt. Treffpunkt: Marktplatz. Gleichzeitig Führung von Prof. Dr. H. Schwenkel

durch Schloßgarten, Favoritepark, Monrepos mit abschließendem geselligen Zusammensein. Treffpunkt: Vor der Südseite des Schlosses. Abends 20 Uhr Schloßkonzert.

2. Montag, den 23. bis Freitag, den 27. Oktober, jeweils 20 Uhr, im Ratskellersaal: Heimatkundliche Vortragsreihe mit Lichtbildern. Es sprechen voraussichtlich:
    - a) Prof. Dr. Schwenkel über den Kreis als natürliche Landschaft,
    - b) der Dichter Rombach über die Dichter des Kreises,
    - c) Dr. Richard Schmidt an Hand von Originalfarblichtbildern über die Geschichte des Schlosses Ludwigsburg,
    - d) Prof. Dr. Paret über die Vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Kreises,
    - e) Dr. Frank über den Kreis als Wirtschaftsgebiet.
  3. Mehrere Führungen jeweils nachmittags:
    - a) durch Stadt und Schloß,
    - b) durch das Staatsarchiv,
    - c) durch die Orgelfabrik Walker,
    - d) durch die Linoleumwerke Bietigheim.
  4. Mehrere Studienfahrten in Autobussen mit abschließendem kurzem geselligen Zusammensein bei „Altem und Neuem“. Ab 13 Uhr unter Führung von Prof. Dr. Schwenkel, Prof. Dr. Paret, Dr. Richard Schmidt und Dr. A. Schahl:
    - a) Ludwigsburg–Marbach–Steinheim (Fundstelle des Urmenschen) – Großbottwar – Burg Lichtenberg – Oberstenfeld,
    - b) Ludwigsburg–Neckartal mit Neckarkanal–Felsengärten Hessigheim–Besigheim,
    - c) Ludwigsburg–Bietigheim mit Peterskirchle–Großsachsenheim–Unterriexingen mit Frauenkirchle–Markgröningen,
    - d) Ludwigsburg–Löchgau–Bönnigheim–Michelsberg–Treffentrill (mit Tanz in der „Altweibermühle“),
    - e) Marbach mit Besuch des Schillermuseums und Führung durch Prof. Dr. Ackerknecht am Samstag, den 28. Oktober,
    - f) eine abschließende Rundfahrt um den Kreis am Sonntag, den 29. Oktober. Abfahrt 8 Uhr, Rückkunft etwa 20 Uhr. Fahrstrecke: Ludwigsburg–Oberriexingen–Großsachsenheim–Hohenhaslach–Freudental–Bönnigheim–Brackenheim–Lauffen–Ilsfeld–Burg Halfenberg–Burg Wildeck–Beilstein mit Hohenbeilstein–Oberstenfeld, vielleicht noch Backnang–Winnenden–Bittenfeld–Ludwigsburg.
- Die Preise für die Nachmittagsfahrten bewegen sich um DM 2.50, für die ganztägige Fahrt um DM 5.–.
5. Ausstellung im Hause der Jugend: „Das Herz der Heimat“. Sie wird uns all das nahe zu bringen versuchen, was mit der Vorstellung „Heimat“ im Kreise Ludwigsburg zusammenhängt: von alten Fachwerkhäusern bis zu neuen Staufstufen, vom Bauerngerät zum Ludwigsburger Porzellan usw.
  6. Bunter Abend, veranstaltet vom Schwäbischen Albverein, 20 Uhr, in der Stadthalle, u. a. mit Vorführung eines Studienfilms über Zerstörungen und Wiederaufbau von Baudenkmalen im Kreis, Kasperltheater für Erwachsene: „Kasperl und der Heimatschutz“, usw. sowie Tanz.



# Schöne Ausflugsziele

für Wanderungen • Autofahrten  
Vereins- und Betriebsausflüge

## Alpirsbach SCHWARZWALD 435-750 m

3075 E. Bahn Hausach-Freudenstadt. *Luftkurort* im tiefen Kinzigtal, malerische Lage, ausgedehnte Tannenwälder. Berühmte *Klosterkirche* aus dem 11. Jahrhundert, *Kuranlagen*, *Freibad*, Tennis, Freizeitspiele im August, Jagd, Forellenfischerei, Stadt- und Klosterbeleuchtung. Auskunft: Verkehrsverein, Ruf 206.

## Asperg — Hohenasperg

Beliebter Ausflugsort. Schönster Spaziergang, vorbei an Stätten historischer Vergangenheit, führt von Ludwigsburg durch den Schloß- und den Favoritenpark über Monrepos nach *Hohenasperg* (1 1/4 Stunden). Für Betriebsausflüge besonders geeignet. Sehr gute Gaststätten.

## Besigheim am Neckar

*Malerische, altertümliche Stadt* zwischen Enz u. Neckar, eines der entzückendsten Bilder alter Städtchen. Berühmter *Weinbau*, *Freibad* an der Enz. — 1 St. *Felsengärten*, zerrissene Muschelkalkfelsen am hohen Berg- rand des rechten Neckarufers. Auskunft: Bürgermeisteramt, Ruf 328.

## Biberach an der Riß,

die alte freie Reichsstadt im Herzen Oberschwabens, reich an heimatgeschichtlichen Erinnerungen. Einzig in ihrer Art sind die Kunstsammlungen, das Braith-Mali- und *Wielandmuseum*. *Freibad*, Sportplätze, Kneipp-Kuranstalt, Jordanbad. Auskunft: Der Bürgermeister.

## Böblingen bei Stuttgart

Kreisstadt am Rande des Schönbuchs, malerisch über zwei Seen aufgebaut. Nebenbahn nach Dettenhausen (Schönbuch) und Renningen mit Anschluß an die Bahn Stuttgart-Calw. Bedeut. Industrieort (Metall-, Textil-, Möbel-, Spiel- u. Schuhwaren u. chem. Industrie). *Lobnendes Ziel für Wanderungen*. Auskunft: Bürgermeisteramt, Ruf 451.

**Buchan am Federsee** Oberschwaben 586 m  
Größtes württ. Naturschutzgebiet von hoher wissenschaftlicher Bedeutung, ganz eigenartige Tier- u. Pflanzenwelt. Altes Siedlungsland des vorgeschichtl. Menschen. Federseemuseum. *Moorheilbäder* in neuzeitlich eingerichteter Moorbadekuranstalt mit besten Heilerfolgen u. *Freibad* im Federseekanal. Auskunft: Bürgermeisteramt, Ruf 351 od. Moorbadeverwaltung, Ruf 247.

## Donzdorf Schwäb. Alb 406 m

Bahn Süßen-Weissenstein. *Sommer- und Winteraufenthalt*. Kirche mit Gruf der Grafen von Rechberg. *Freibad*. *Ski-Stützpunkt* für Kaltes Feld, Messelberg, Kuchalb usw. 1 St. Messelstein, 749 m, mächtiger Fels. Geeignet für *Wochenendaufenthalt*. Auskunft: Bürgermeisteramt, Ruf 416 Amt Süßen.

## Götz-Festspiele 1950

auf der Götzenburg zu Jagsthausen, 22. 7. bis 28. 8. Künstl. Leit. Generalint. Hans Meißner. Götzdarsteller: Herm. Schomberg, Hamburg. Sommerfrische und Ausflugsziel Jagsthausen, der gute und preiswerte Erholungsort im schönen Schloß- u. Burgenland. Quartieramt des Heimat- und Verkehrsvereins Jagsthausen e. V., Tel. 95 Amt Berlichingen.

## Bad Ingelfingen Hohenlohe

Im lieblichen Kochertal. *Schloßbrunnen*, Glaubersalzbitterwasser mit freier Kohlensäure, vorzügl. Wirkung gegen *Verdauungsstörungen*, *chron. Magen- und Darmkatarre*, *Leber- und Gallensteinleiden*. Auskunft: Bürgermeisteramt, Ruf 214 Künzelsau.

# Schöne Ausflugsziele

für Wanderungen • Autofahrten  
Vereins- und Betriebsausflüge

## Lauffen a. N.

Bahnl. Stuttgart-Heilbronn, Omnibuslinien, Neckarkanal, Hölderlins Geburtsstadt. Auf hoh. Felsen ü. d. Neckar Pfalzgrafenburg (Rathaus) u. Regiswindiskirche mit Kapelle (1234). Stadtmauern, 220 m lange Neckarbrücke. *Freibad*, *Sportplatzanlage*, *Wassersport*, Wanderungen am Fluß. Hervorragender Weinbau. Ausk.: Bürgermeisteramt, Ruf 2 und 31.

## Maulbronn

Die *Klosterstadt* mit berühmter, in seltener Schönheit u. Vollkommenheit erhaltener ehemaliger Zisterzienser-Abtei, *schönste erhaltene alte Klosteranlage Deutschlands*. Fruchtkasten mit eingebauter Turn- und Festhalle; Faustturm im Garten. Berühmter *Elfinger Wein*. Stadt- und *Freibad*. Ausk.: Bürgermeisteramt, Ruf 341.

## Onstmettingen SCHWÄB. ALB

Vorzüglicher *Erholungsort* und *Wintersportplatz*. Ausgedehnte Wälder und Heiden. Herrliche Wanderungen auf dem Nordrand der Alb. Vortrefflich für Wintersport, 25- und 50-m-Sprungschanze. 200 m lange Linkeboldshöhle. Auskunft: Bürgermeisteramt, Ruf 5155 über Taiflingen.

## Rottweil a. N. Schwarzwald-Vorland 600-640 m

In reizvoller Berglage. Heiligkreuzkirche, zahlreiche Altäre, Kapellenkirche, Predigerkirche, Rathaus, Hochturm. Sammlungen: Lorenzkapelle mit altschwäb. Holz- und Steinskulpturen. Reichstädtisches Heimatmuseum. Vielbesucht die *Rottweiler Fasnet* (köstl. alte Masken). Auskunft: Bürgermeisteramt, Ruf 205, 206, 410.

## Schwenningen a. N. Schwarzwald 693-730 m

Industriestadt des südl. Schwarzwaldes und bedeutendste Uhrenindustrie. Metallwaren, elektrische Apparate usw. Hochmoor mit reicher Flora und Fauna. Naturschutzgebiet mit Neckarsprung, Wintersport. Ausflüge in die Baar und den Schwarzwald. Hallenbad. Auskunft: Verkehrsamt.

**Sigmaringen** a. d. D. (Hohenz.) Schwäb. Alb 572 m  
6600 E. Hohenz. Kreisstadt. *Erholungsort* und Mittelpunkt f. Wanderungen. Eingang in das wildromantische obere Donaual. Fürstenschloß auf steilem Felsen über der Donau. Neues Rathaus, Stadthalle. Strand- und Luftbad. Alpenfernsicht. Grotten. Ausflüge: Donaual, Oberschwaben, Schwäb. Alb, Bodensee, Schwarzwald. Auskunft: Bürgermeisteramt Ruf 364 und 545.

## Ulm (Donau) Münsterstadt 480 m

Ehemals mächtige Reichsstadt m. glanzvoller Geschichte. Ulmer Münster mit dem höchsten Kirchturm der Welt (162 m). Museum der Stadt Ulm mit reichen Kunstschätzen. Rathaus, Ratskeller, Brunnen, Türme u. Tore. Ausgedehnte Sportanlagen. Auskunft: Verkehrsbüro der Stadt Ulm, Marktplatz 9, Ruf 2041.

## Urach Schwäb. Alb 463 m

Luftkurort in prächtiger Lage zwischen hohen Albbergen. Schönes altes Städtchen. Evang. theol. Seminar. *Standort für Albwanderungen*. Gutes Wintersportgebiet, Großschanze. Festungsruine Hohenurach, Urader Wasserfall. Auskunft: Verkehrsverein, Ruf 341.

## Bad Teinach im Schwarzwald

Natürl. kohlen. Mineralquellen u. -bäder. Beste Heilerfolge bei Herz, Gefäßkr., Blasen. Kurhaus u. *Badhotel*. Neu renov. Tel. 124. 100 Betten. P. a. 8.50 DM. — Hotel *Hirsch*, Tel. 202, 50 Betten. P. ab 7.80 DM. Kurkonzerte, Freischwimmbad. A. u. H. Andler.





## BAD CANNSTATT

Kohlensäure- und chlorcalciumhaltige Heilbäder  
Stahlbäder, Mineral-, Frei- und Hallenbäder bei

*Rheuma-, Herz- und Nervenleiden*

*Heil- und Tafelwasser:* Daimler-Quelle  
Wilhelmsbrunnen  
Schwabensprudel

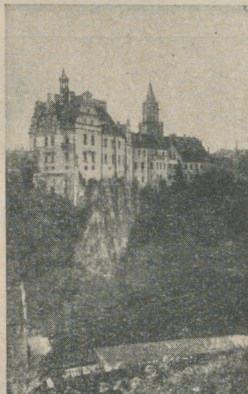
bei Magen-, Darm-, Leber-, Gallen-, Nierenleiden, Zuckerkrankheit und Blutarmut

- Stadtbad Cannstatt beim Kursaal
- Mineralbad Leuze direkt bei der König-Karls-Brücke

Näheres durch Kuramt Bad Cannstatt, Taubenheimstraße 24  
Telefon 69112 / Apparat 8760

## Sigmaringen

die reizvolle  
süddeutsche Kleinstadt  
im  
burgenreichen  
oberen Donautal



*Rosen- und Beerenstämme  
Beerensträucher, Heckenpflanzen  
Nadelhölzer, Stauden*

**Schöнемann** Baumschulen  
Fellbach bei Stuttgart

## Staatliche Höhere Fachschule für das Edelmetallgewerbe in Gmünd

Fachliche und künstlerische Ausbildung in allen Edelmetallberufen, einschließlich Galvanotechnik.

Neu angegliedert:

Glasklassen: Formgebung, Schleifen, Gravieren

Abschluß: Gehilfen- und Meisterprüfung

## HEINRICH KLEIN

*Ringfabrik*

SCHWABISCH GMÜND

Josefstraße 9 · Fernruf 2647

*\* \* Goldene Ringe jeder Art \* \**

Export nach europäischen Ländern und Übersee



## MERCEDES-BENZ

KUNDENDIENST - WAGENPFLEGE  
ERSATZTEIL-LAGER

**J. Pfeiffer K.G. - Schwäb. Gmünd**

Motorfahrzeuge - Telefon 3932/2690

## Zur Erholung und Entspannung

nach **Bad Ueberkingen** — Bad-Hotel

Linie Geislingen-Wiesensteig, Nebenstrecke der Hauptlinie Stuttgart-Ulm, inmitten bewaldeter Berge eingebettet, geschützte Lage, mildes und angenehmes Klima.

**Kurmittel:** Trinkkuranwendungen mit Ueberkinger Adelheid-Quelle, klinisch geprüft und erprobt mit großen Erfolgen selbst bei veralteten Nierenleiden, bewährt auch bei Zuckerkrankheit. In laufender Anwendung an der Urologischen Klinik der Stadt Ulm, Chefarzt Dr. Hösel.  
Trinkkuranwendung mit der Helfensteiner Quelle.  
Mineralbäder aus den Mineral-Quellen, Kneipp-Kuranwendungen, Massagen.  
Modernes Badhaus mit Liegehalle, gepflegte Kuranlagen, Luftbad.

**Heilerfolge:** Bei Erschöpfungszuständen, Kreislaufstörungen, Blutarmut, Rheuma. Für Nieren- und Zuckerkrankte Trinkkuranwendung mit der Adelheid-Quelle.

Anmeldung an Bad-Hotel Bad Ueberkingen

nach **Bad Teinach** — Kurhaus Bad-Hotel — neu eingerichtet

Linie Stuttgart-Calw-Pforzheim, im württ. Schwarzwald 400 m ü. M., in einem anmutigen, windgeschützten Tale, von bewaldeten Bergen umgeben.

**Kurmittel:** Altbekannte Mineralquellen — Teinacher-Hirschquelle — Bachquelle — Dächleinsquelle. — Mineralbäder aus der kohlensäurereichen Bachquelle — modernes Mineralbad — Freischwimmbad — Trinkhalle — Wandelhalle. Schön gepflegte Anlagen, mit kleinen und größeren Wanderungen.

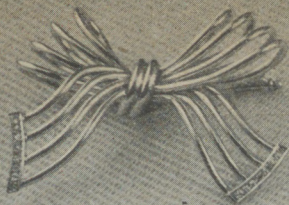
**Heilerfolge:** Bei Herz- und Gefäßkrankheiten, Frauenleiden, Kreislaufstörungen, Blutarmut, nervöse Störungen.

Ärztliche Betreuung:

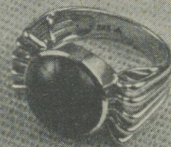
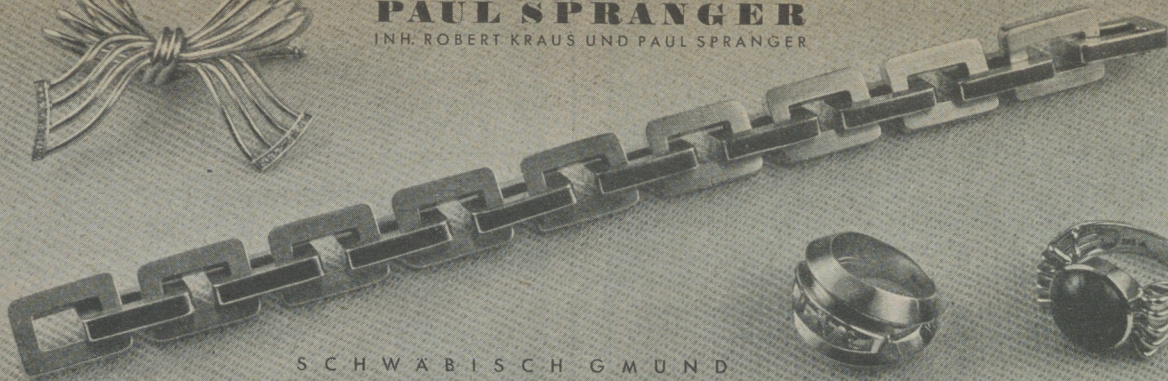
Dr. med. Friedrich Graubner, Telefon Nr. 115

Anmeldungen an das Bad-Hotel Bad Teinach





**PAUL SPRANGER**  
INH. ROBERT KRAUS UND PAUL SPRANGER



SCHWABISCH G M U N D  
T U R M G A S S E 7 · T E L E F O N 2025



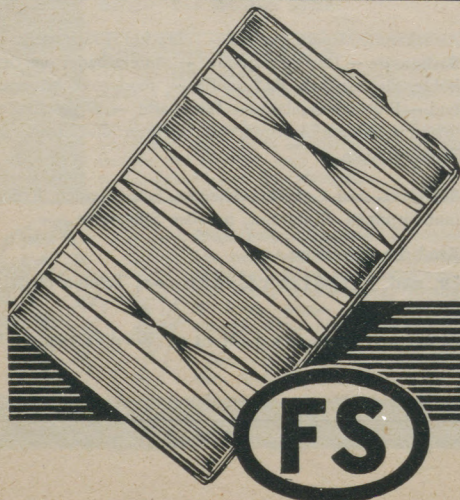
*Zur  
eleganten Dame*

Tafelsilber von  
Gebrüder Denhyle  
Schwäb. Gmünd



Kaffee- Tee- und Moccaservice  
Leuchter · Schalen · Körbe  
Bleikristalle in Verbindung mit Silber  
Silberporzellanservice  
BESTECKE

Verkauf nur durch Juweliere



*Franz Scheurle*

SILBERWARENFABRIK  
SCHWABISCH G M U E N D · G E R M A N Y





# **SCHENK** SCHWÄBISCH GMÜND

## **SCHENK** - Bau GmbH.

Abt. Leichtmetall-Gießerei:  
Sand- und Kokillenguß

Abt. Bau:  
Baugeräte  
Bauunternehmung  
Betonwerke  
Architekturbüro

## **SCHENK** - Werkzeug und Maschinen GmbH.

Präzisions-Vorrichtungen  
aller Art

Spritz- und Preßformen  
für Metalle und plast. Massen  
Schnittwerkzeuge  
Säulenführungsgestelle  
Sondermaschinen

## **SCHENK** - Filter - Bau

Fein-Filter für alle Flüssigkeiten,  
insbes. für Getränke

Flaschenreinigungs-  
und  
Verkorkmaschinen  
Filter-Schichten



## **Ricker-Süßmost**

gewinnt immer mehr begeisterte Freunde!

Unser Grundsatz: „**Qualität siegt**“ bewährt sich  
seit 25 Jahren

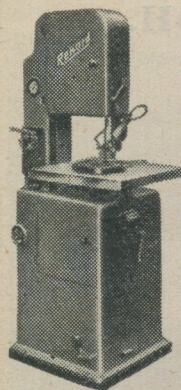
**G. & I. Ricker** Süßmost-  
Kelterei **Schorndorf/Württ.**

# **Teppiche**

Vorlagen · Bettumrandungen · Läufer-  
Stoffe aus Velour und Haargarn

## **STEEGMÜLLER**

STUTTART, KÖNIGSTR. 16 • TELEFON 95124 / 25  
Fachgeschäft für Orient- u. Deutsche Teppiche  
Gardinen · Möbelstoffe und Tapeten.



## **Stahl- und Metall-Bandsägen**

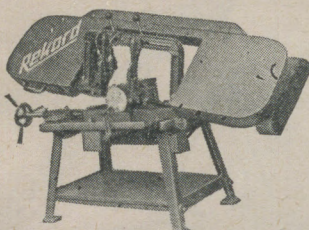
Typ LB 400 Ausladung 250 Ø  
Türprofile auf 45° bis 210 mm Breite

*Rekord*

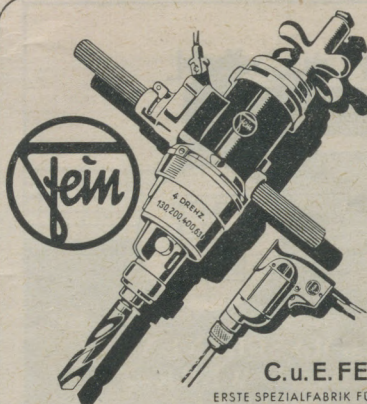
Typ SSF 350

Stufenlos  
regelbar  
von 10—1100"

sägt und feilt  
jedes  
Material



**Maschinenfabrik Möbner KG**



## **ELEKTRO- WERKZEUGE**

|                  |              |
|------------------|--------------|
| BOHRER           | KNABBER      |
| SCHRAUBER        | BLECHSCHEREN |
| GEWINDESCHNEIDER | ROHRSÄGEN    |
| SCHLEIFER        | FEIN-HAMMER  |
| GESTEINSBOHRER   |              |

**C. u. E. FEIN STUTTART**

ERSTE SPEZIALFABRIK FÜR ELEKTRO-WERKZEUGE · GEGR. 1867

## **Falzziegel- und Tonwaren-Fabrik Hermann Hess & Sohn**

Waiblingen bei Stuttgart — Telegramm-Adresse: Hess Ziegelei Waiblingen — Telefon Nummer 404

### **Spezialität in Dachziegeln aller Art**

(Ältestes Dachziegelwerk Württembergs)

Doppelfalzziegel mit einfachem und doppeltem Verschluss — Reformpfannen, Flachdachpfannen, Strangfalzziegel — Biberschwänze, rot und engobiert — Drainröhren in den verschiedensten Dimensionen sowie alle Sorten Hochform- und Metersteine, Deckensteine, Hohlkastensteine.





liefert in **höchster Präzisionsausführung**

Lenkungen für Automobile  
und Schlepper System „Ross“

Triebwerke für Schlepper

Getriebe und Zahnräder  
aller Art für Fahrzeuge und  
Maschinen

Differentiale für Fahrzeuge

Motorbremsen für LKW und  
Omnibusse

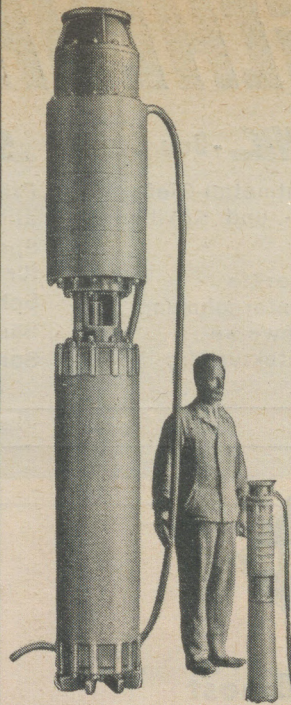
**Zahnradfabrik Friedrichshafen**  
A.-G.

**Schwäbisch Gmünd**

Fernsprecher: 2353/54

Fernschreiber: 069794

Telegramme: Zahnradfabrik



## Tauchmotoren- pumpen

von 1,5 bis 500 m<sup>3</sup>/h,  
1—150 kW, zur Wasser-  
versorgung aus Tief-  
brunnen und zur Grund-  
wasserabsenkung

## Kreiselpumpen

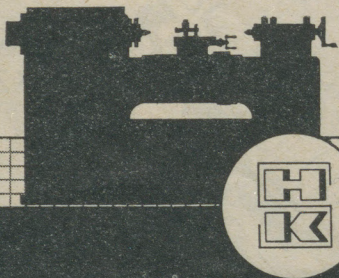
von 3 bis 3000 m<sup>3</sup>/h  
u. Förderhöhen bis 350 m

## Umwälzpumpen

## Schmutzpumpen

## Komplette Wasserwerke

**Gebr. Ritz & Schweizer**  
**Pumpenfabrik • Schwäbisch Gmünd**



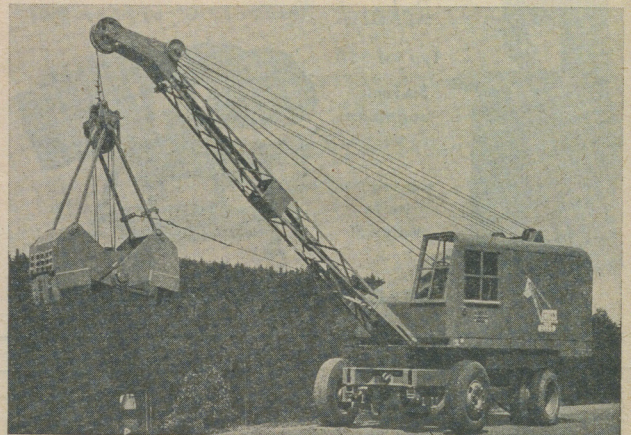
**WERKZEUGMASCHINEN**  
**VOLLSTÄNDIGE WERK-**  
**STATTEINRICHTUNGEN**  
**SONDERMASCHINEN FÜR**  
**DIE MASSENFERTIGUNG**  
**FEINSTBOHRWERKE**  
**PRESSGIESSMASCHINEN**  
**HYDRAULISCHE PRESSEN**  
**QUALITÄTWERKZEUGE**  
**WERKSTOFF-PRÜFEIN-**  
**RICHTUNGEN • MESSZEUGE**  
**METALLWASCHMASCHINEN**  
**INDUSTRIEÖFEN USW.**

**HAHN & KOLB**  
**STUTTGART**

BERLIN • DÜSSELDORF • FRANKFURT A.M.  
HANNOVER • LEIPZIG • MÜNCHEN • NÜRNBERG

## A. GROSS GMBH.

Baumaschinen-Fabrik Schwäbisch Gmünd



## Der neue Universal Autobagger

„GROSS“ D. P. a.

Vielseitig verwendbar als: Greifer, Tieflöffel, Schleppschaufel,  
Ramme, Kran, Stampfer, Hochbaukran

Moderne Konstruktion, hochwertige Werkstoffe, hohe Arbeitsge-  
schwindigkeiten, daher verblüffende Leistung, glänzend bewährt  
Infolge der großen Beweglichkeit lohnt sich der Einsatz auf der  
kleinsten Baustelle

## A. GROSS GMBH.

Fernsprecher 2316 **Schwäbisch Gmünd** Lorcher Str. 108-112

Raupenbagger, Krane, Betonmischer, Bauaufzüge, Förderbänder,  
Winden usw.

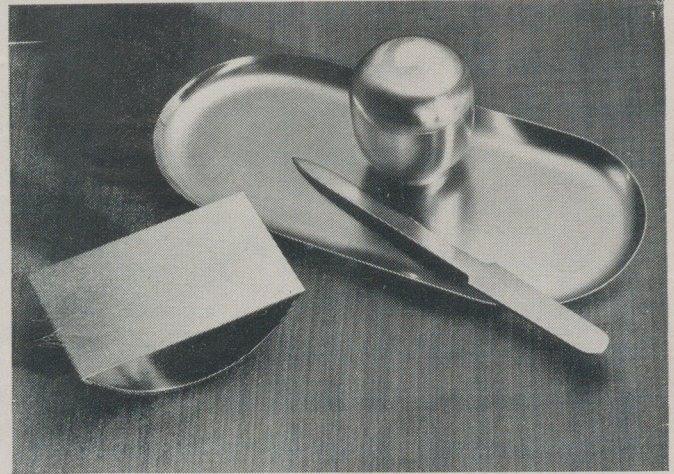


FABRIK SILBERNER UND VERSILBERTER TAFELGERÄTE

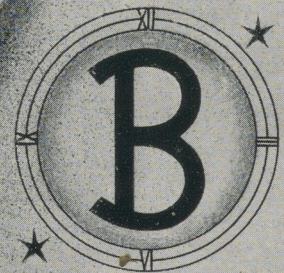
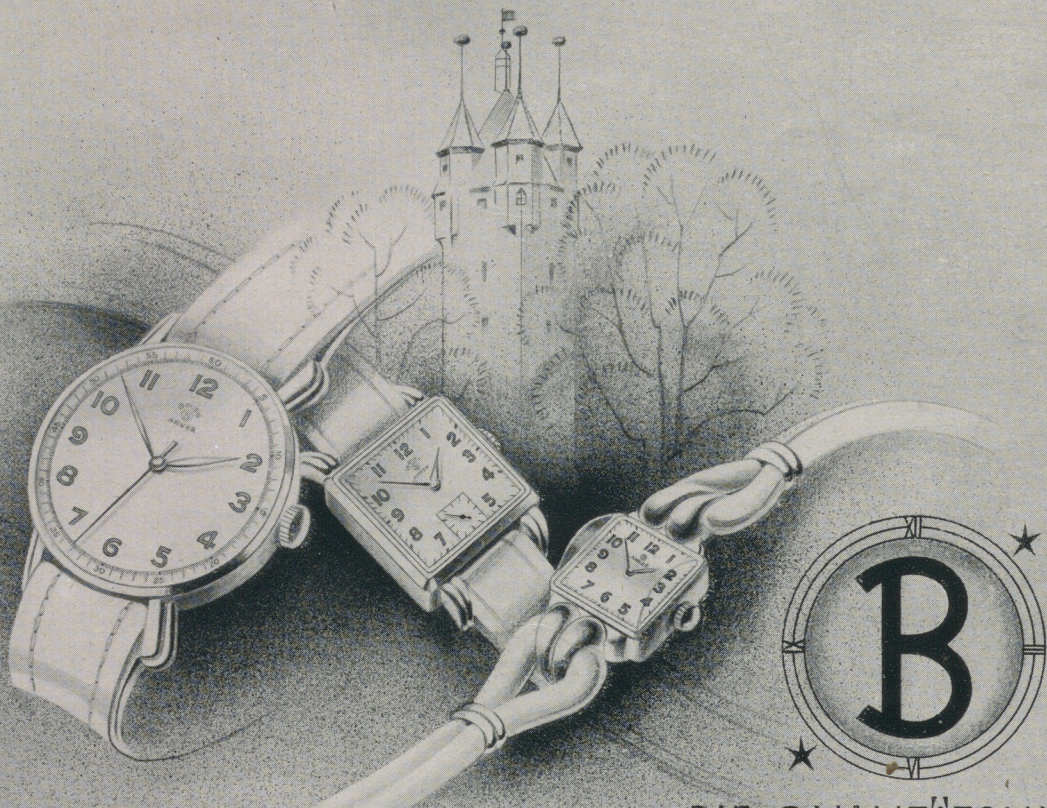
*Otto Wolter*  
SCHWÄB. GMÜND



*Auf den gepflegten Schreibtisch  
gehören Erhard-Geräte*



ERHARD u. SÖHNE AG.  
METALLWARENFABRIK  
SCHWÄBISCH GMÜND • GEGR. 1844



**J. BIDLINGMAIER**  
SPEZIALFABRIK FÜR ARMBANDUHREN

DIE QUALITÄTSUHR

SCHWÄBISCH-GMÜND





**Die Qualitätsmarke**